
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3433 06819858 3



Fünfzig
Kinder- und Hausmärchen

gesammelt

durch die Brüder

Jakob und Wilhelm Grimm.

Mit sechzehn Farbendruckbildern

nach Aquarellen

von

Thekla Brauer.

Achte Auflage.



Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1901.

Inhalt.

Robert Einstein.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die wußte nicht, was sie anfangen sollte vor Langerweile. Da nahm sie eine goldene Kugel, womit sie schon oft gespielt hatte, und ging hinaus in den Wald. Mitten in dem Wald aber, unter einer alten Linde, war ein reiner, kühler Brunnen; dabei setzte sie sich nieder, warf die Kugel in die Höhe, fing sie wieder, und das war ihr so ein Spielwerk. Einmal aber, als die Kugel recht hoch geflogen war und die Königstochter schon den Arm in die Höhe hielt und die Fingerchen streckte, um sie zu fangen, geschah es, daß sie neben vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte.

Erschrocken sah ihr die Königstochter nach; aber die Kugel sank hinab, und der Brunnen war so tief, daß kein Grund zu erkennen war. Als sie nun ganz verschwand, da fing das Mädchen gar jämmerlich an zu weinen und rief: „Ach! meine goldene Kugel! Hätte ich sie wieder, ich wollte alles darum hingeben: meine Kleider, meine Edelsteine, meine Perlen, ja meine goldene Krone noch dazu.“ Wie es das gesagt hatte, tauchte ein Frosch mit seinem dicken Kopfe aus dem Wasser

heraus und sprach: „Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?“ „Ach“, sagte sie, „du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! Meine goldene Kugel ist mir da in den Brunnen gefallen.“ Der Frosch sprach weiter: „Deine Kleider, deine Edelsteine, deine Perlen, ja deine goldene Krone, die mag ich nicht; aber wenn du mich willst zu deinem Freund und Gesellen annehmen, und ich soll an deinem Tischlein sitzen zu deiner rechten Seite, von deinem goldenen Tellerlein mit dir essen, aus deinem Becherlein trinken und in deinem Bettlein schlafen, so will ich dir deine Kugel wiederheraufholen.“ Die Königstochter dachte in ihrem Herzen: Was der einfältige Frosch wohl schwätzt! Ein Frosch ist keines Menschen Gesell und muß im Wasser bei seinesgleichen bleiben; vielleicht aber kann er mir die Kugel heraufholen — und sie sprach zu ihm: „Ja meinetwegen, schaff' mir nur erst meine goldene Kugel, es soll dir alles versprochen sein.“

Als sie das gesagt hatte, tauchte der Frosch seinen Kopf wieder unter das Wasser, sank hinab und über ein Weilchen kam er wieder in die Höhe gerudert, hatte die Kugel im Maul und warf sie heraus ins Gras. Da freute sich das Königskind, wie es wieder sein Spielwerk in den Händen hielt. Der Frosch rief: „Nun warte, Königstochter, und nimm mich mit“, aber das war in den Wind gesprochen, sie hörte nicht darauf, lief mit ihrer Goldkugel nach Hause und dachte gar nicht wieder an den Frosch.

Am andern Tage, als sie mit dem König und allen Hofleuten an der Tafel saß und von ihrem goldenen Tellerlein aß, kam plitsch, platsch! plitsch, platsch! etwas die Marmortreppe



heraufgekrochen, und als es oben war, klopfte es an die Thür und rief: „Königstochter, jüngste, mach' mir auf!“ Sie lief und wollte sehen, wer draußen wär'; als sie aber die Thür aufmachte, saß der Frosch davor. Da warf sie die Thür hastig zu und setzte sich ganz erschrocken wieder an den Tisch. Der König sah, daß ihr das Herz gewaltig klopfte, und sprach: „Ei, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Thür und will dich holen?“ „Ach nein“, sprach das Kind, „es ist kein Riese, sondern ein garstiger Frosch, der hat mir gestern im Wald meine goldene Kugel aus dem Wasser geholt, dafür versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden; ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte. Nun ist er draußen und will zu mir herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief draußen:

„Königstochter, jüngste,
mach' mir auf!
Weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach' mir auf!“

Da sagte der König: „Hast du's versprochen, mußt du's auch halten; geh und mach' ihm auf.“ Sie ging und öffnete die Thür, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „Heb mich herauf zu dir!“ Sie wollte nicht, bis es der König befahl. Als der Frosch nun oben auf einem Stuhl neben ihr saß, sprach er: „Nun schieb dein goldenes Tellerlein näher, damit wir

zusammen essen.“ Voll Verdruß that sie auch das, und der Frosch ließ sich's wohlschmecken, aber ihr blieb jedes Bißlein im Hals. Dann sprach er: „Nun hab' ich mich satt gegessen und bin müd', trag mich hinauf in dein Kämmerlein und mach' dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen.“ Da fing die Königstochter an zu weinen, gar bitterlich, und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den getraute sie sich nicht anzurühren, und der sollte nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen. Der König aber blickte sie zornig an und sprach: „Was du versprochen hast, sollst du auch halten, und der Frosch ist dein Geselle.“ Da half nichts mehr, sie mochte wollen oder nicht, sie mußte den Frosch mitnehmen. Sie war aber in ihrem Herzen bitterböse, packte ihn mit zwei Fingern und trug ihn hinauf, und als sie im Bett lag, statt ihn hineinzuheben, warf sie ihn aus allen Kräften an die Wand: „Nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch!“

Was aber herunterfiel, war nicht ein toter Frosch, sondern ein lebendiger, junger Königssohn mit schönen und freundlichen Augen. Der war nun von Recht und mit ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Da schliefen sie nun vergnügt zusammen ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die waren mit Federn geschmückt und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte müssen um sein Herz legen lassen,

damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein und stellte sich wieder hinten auf, voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn hinter sich, daß es krachte, als wär' etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht!“ —
„Nein, Herr, der Wagen nicht,
es ist ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als Ihr in dem Brunnen saßt,
als Ihr ein Fretsche (Frosch) wast't (waret).“

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr wieder erlöst und glücklich war.



Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahre alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne, große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, du bist arm und dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen.“ Der Holzhacker holte sein Kind und übergab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold, und die Englein spielten mit ihm.

Als es nun vierzehn Jahre alt geworden war, rief es einmal die Jungfrau Maria zu sich und sprach: „Liebes Kind, ich habe eine große Reise vor, da nimm die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs in Verwahrung, zwölf darfst du davon

aufschließen und die Herrlichkeiten betrachten, aber die dreizehnte, die dieser kleine Schlüssel öffnet, die ist dir verboten. Hüte dich, daß du sie nicht aufschließest, sonst wirst du unglücklich.“ Das Mädchen versprach ihr gehorsam zu sein. Als nun die Jungfrau Maria weg war, fing es an und besah die Wohnungen des Himmelreichs, jeden Tag schloß es eine auf, bis die zwölfe herum waren. In jeder aber saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen, und es freute sich darüber und die Englein, die es immer begleiteten, freuten sich mit ihm. Nun war nur noch die verbotene Thür übrig; da empfand es doch eine große Lust, zu wissen, was dahinter verborgen wäre, und sprach zu den Englein: „Ganz aufmachen will ich sie nicht, aber ein bißchen aufschließen, damit wir durch den Ritz sehen.“ „Ach nein“, sagten die Englein, „das wäre Sünde, die Jungfrau Maria hat's verboten, und es könnte leicht dein Unglück werden.“ Da schwieg das Mädchen still, aber die Lust und Neugier in seinem Herzen schwieg nicht still und pickte ordentlich daran. Und als die Englein einmal weggegangen waren, dachte es: „Nun bin ich ganz allein, wer sieht's dann!“ und holte den Schlüssel. Und als es ihn in der Hand hielt, steckte es ihn auch in das Schlüsselloch, und als es ihn hineingesteckt hatte, drehte es auch um. Da sprang die Thür auf, und es sah im Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden. Da ward ihm angst und es schlug die Thür heftig zu und lief fort. Die Angst wollt' auch nicht wieder weichen, es mocht' anfangen, was es

wollte, und das Herz klopfte in einem fort und wollte nicht ruhig werden, auch das Gold blieb an dem Finger und ging nicht ab, es mochte waschen, soviel es wollte.

Wenige Tage nachher kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück. Sie rief das Mädchen und sprach: „Gib mir die Himmelsschlüssel wieder!“ Indem es den Bund hinreichte, sah es die Jungfrau forschend an und sprach: „Hast du auch nicht die dreizehnte Thür geöffnet?“ — „Nein“, antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, fühlte, wie es klopfte und klopfte, und sah, daß es ihr Gebot übertreten und die Thür aufgeschlossen hatte. Da sprach sie noch einmal: „Hast du es gewiß nicht gethan?“ „Nein“, sagte das Mädchen zum zweitenmal. Da erblickte sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war, und sprach zum drittenmal: „Hast du es nicht gethan?“ „Nein“, sagte das Mädchen zum drittenmal. Da sprach die Jungfrau Maria: „Du hast mir nicht gehorcht und hast noch dazu gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu sein.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde mitten im Walde, bei einem hohen Baum, der rings mit dichten Gebüschen umzäunt war, durch welche es nicht dringen konnte. Der Mund war ihm auch verschlossen, und es konnte kein Wort reden. In dem Baume war eine Höhle, darin schlief es in der Nacht und darin saß es bei Regen und Gewitter; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, soweit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es die Blätter des Baumes und trug sie



in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, barg es sich darin. Auch verdarben seine Kleider und fielen ihm ab, da mußte es sich in die Blätter einhüllen. Sobald dann die Sonne wieder warm schien, ging es heraus und setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es lange Zeit und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.

Einmal zur Frühlingszeit jagte der König des Landes in dem Walde und verfolgte ein Wild, und weil es in das Gebüsch geflohen war, das den hohlen Baum umschloß, stieg er ab und riß es voneinander und hieb sich mit seinem Schwert einen Weg. Als er nun hindurchgedrungen war, sah er unter dem Baume ein so wunderschönes Mädchen sitzen, das von seinem goldenen Haar bis zu den Fußzehen bedeckt war. Da verwunderte er sich und sprach: „Wie bist du in die Einöde gekommen?“ Es schwieg aber still, denn es konnte seinen Mund nicht aufthun. Der König sprach weiter: „Willst du mit mir auf mein Schloß gehen.“ Da nickte es bloß ein wenig mit dem Kopf. Der König nahm es auf seinen Arm und trug es auf sein Pferd und führte es heim, wo er ihm Kleider anziehen ließ und ihm alles im Überfluß gab. Und ob es gleich nicht sprechen konnte, so war es doch so schön und lieblich, daß er es von Herzen lieb gewann und sich mit ihm vermählte.

Als etwa ein Jahr verflossen war, brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Darauf in der Nacht, wo sie allein war, erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „Willst du nun die Wahrheit sagen und gestehen, daß du die verbotene Thür

aufgeschlossen hast, so will ich dir deinen Mund öffnen und dir die Sprache wiedergeben; bleibst du aber in der Sünde und leugnest hartnäckig, so nehm' ich dein neugeborenes Kind mit mir." Da war der Königin verliehen zu antworten, aber sie blieb verstockt und sprach: „Nein, ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet." Da nahm die Jungfrau Maria das neugeborene Kind ihr aus dem Arme und verschwand damit. Am andern Morgen, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel unter den Leuten, die Königin wäre eine Menschenfresserin und hätte ihr eignes Kind umgebracht. Sie hörte alles und konnte nichts dagegen sagen, der König aber hatte sie zu lieb, als daß er's glauben wollte.

Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Sohn. Da trat in der Nacht wieder die Jungfrau Maria vor sie und sprach: „Willst du nun gestehen, daß du die verbotene Thür geöffnet hast, so will ich dir dein Kind wiedergeben und deinen Mund lösen, bleibst du aber in der Sünde und leugnest, so nehm' ich auch dieses neugeborene mit mir." Da sprach die Königin wiederum: „Nein, ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet"; und die Jungfrau nahm ihr das Kind aus den Armen mit in den Himmel. Am Morgen, als die Leute hörten, daß es auch verschwunden sei, sagten sie laut, die Königin hätte es gegessen, und des Königs Räte verlangten, daß sie sollte gerichtet werden. Der König aber hatte sie so lieb, daß er es nicht glauben wollte und den Räten befahl, bei Leibes- und Lebensstrafe nichts mehr darüber zu sprechen.

Wieder nach einem Jahr gebar die Königin ein schönes Töchterlein, da erschien ihr auch wieder nachts die Jungfrau Maria

und sprach: „Folge mir!“ Und sie nahm sie bei der Hand und führte sie in den Himmel und zeigte ihr da ihre beiden ältesten Kinder, die lachten sie an und spielten mit der Weltkugel. Und als sich die Königin darüber freute, sprach die Jungfrau Maria: „Willst du nun eingestehen, daß du die verbotene Thür geöffnet hast, so will ich dir deine beiden Söhnlein zurückgeben.“ Doch die Königin antwortete zum drittenmal: „Nein, ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet.“ Da ließ die Jungfrau sie wieder zur Erde sinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

Am andern Morgen, als es ruchbar ward, schrieen alle Leute laut: „Die Königin ist eine Menschenfresserin und muß verurteilt werden!“ Und der König konnte seine Räte nicht mehr zurückweisen. Es wurde ein Gericht über sie gehalten, und weil sie nicht antworten und sich nicht verteidigen konnte, ward sie verurteilt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Das Holz wurde zusammengetragen, und als sie nun an den Pfahl festgebunden war und das Feuer rings herum zu brennen anfing, da ward ihr Herz von Reue bewegt, und sie dachte, könnt' ich vor meinem Tode gestehen, daß ich die Thür geöffnet habe, und rief: „O Maria, ich hab' es gethan!“ Und wie der Gedanke in ihr Herz kam, da fing der Himmel an zu regnen und löschte die Feuerflammen, und über ihr brach ein Licht hervor, und die Jungfrau Maria kam herab und hatte die beiden Söhnlein zu ihren Seiten, das neugeborene Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zu ihr: „Wer seine Sünde gesteht und bereut, dem ist sie vergeben“, und reichte ihr die Kinder, löste ihr den Mund und gab ihr Glück für ihr ganzes Leben.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein.

Eine Geiß hatte sieben junge Geißlein, die sie recht mütterlich liebte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als sie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief sie alle zusammen und sagte: „Liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahret euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein; gebt auch acht, denn er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Pfoten könnt' ihr ihn erkennen; ist er erst einmal im Hause, so frißt er euch alle mit Haut und Haar." Die Geißlein antworteten: „Wir wollen uns schon in acht nehmen und aufpassen; geht nur ohne Sorge, liebe Mutter!" Und da ging die Alte zufrieden ihrer Wege.

Nicht lange darauf, als sie weggegangen war, kam auch schon der Wolf vor die Hausthür und rief mit seiner rauhen Stimme: „Liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch schöne Sachen mitgebracht." Aber die sieben Geißerchen sprachen: „Unsre Mutter bist du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme; deine Stimme aber ist rauh, du bist der Wolf, und wir machen dir nicht auf." Da besann sich der Wolf auf eine List, ging fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide, die aß er und machte seine Stimme fein damit. Danach ging er wieder zu der sieben

Geißlein Hausthür und rief mit feiner Stimme: „Laßt mich ein, liebe Kinder, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas haben.“ Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geißerchen und sprachen: „Unsre Mutter bist du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf, und wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, ich habe mich gestoßen; bestreich mir meine Pfote mit frischem Teig.“ Und als das gethan war, ging er zum Müller und sprach: „Müller, streu' mir fein weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller wollte nicht, denn er dachte wohl, daß jener Böses im Schilde führte. „Wenn du es nicht thust“, sprach aber der Wolf, „so freß ich dich.“ Da that es der Müller aus Furcht.

Nun ging der Wolf wieder vor der sieben Geißerchen Hausthür und sagte: „Liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter und habe jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht!“ Die sieben Geißerchen wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, daß sie schneeweiß war, und weil sie den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter, und machten die Thür auf, und der Wolf kam herein. Wie sie aber sahen, wer es war, wie erschraken sie da und versteckten sich geschwind, so gut es ging, das eine unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer dem jüngsten in der Wanduhr, das blieb am Leben. Darauf, als er seine Lust gebüßt hatte, ging er fort.

Bald darauf kam die Mutter nach Haus. Wie erschrak sie, als sie die Hausthür offen fand, Tisch, Stuhl und Bänke umgeworfen, die Schüsseln in der Küche zerbrochen, die Decke und die Kissen aus dem Bett gezogen! Und nirgends war von ihren Kindern eine Spur zu sehen. Da wußte sie wohl, der Wolf war dagewesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. „Ach! meine sieben Geißerchen sind tot!“ rief sie in ihrer Traurigkeit; da sprang das Jüngste aus der Wanduhr und sagte: „Eins lebt noch, liebe Mutter!“ und erzählte ihr, wie das Unglück gekommen war. Ihr könnt denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Der Wolf aber, der, nachdem er sich also wohlgethan, satt und müde war, hatte sich auf eine grüne Wiese in den Sonnenschein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen; er schnarchte, daß die Äste zitterten. So fand ihn die alte Geiß, die mit dem Jüngsten, das allein ihr noch geblieben war, von dem verödeten Hause hinweg in den Wald gegangen war. „Da liegt der garstige Wolf, nachdem er zum Vieruhrbrot meine sechs Kindlein hinuntergefressen hat“, sprach sie. Sie war aber klug und listig und dachte hin und her; sind denn meine Kindlein nicht vielleicht noch zu retten! Endlich sagte sie ganz vergnügt zu dem jüngsten Geißlein: „Geh und hole mir geschwind Schere, Nadel und Zwirn.“ Flugs sprang das Junge nach Hause und brachte das Verlangte. Da schnitt die Geiß dem Ungetüme den Bauch auf, und siehe da, die sechs Geißerchen, die er in der Gier und Hast ganz verschluckt hatte, sprangen eins nach dem andern unversehrt heraus. Ach, was herzten sie ihre Mutter

und waren froh, daß sie aus dem dunklen Gefängnis befreit waren. Sie aber hieß sie hingehen und große und schwere Wackersteine herbeitragen, damit mußten sie dem Wolf den Leib füllen, und sie nähte ihn wieder zu, ohne daß jener darob erwacht wäre. Dann liefen sie alle fort und versteckten sich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, fühlt' er es so schwer im Leib und sprach: „Es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! Es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! Was ist das? Ich hab' nur sechs Geißerchen gegessen." Er dachte: ein frischer Trunk wird mir schon helfen; machte sich auf und suchte einen Brunnen; aber wie er sich darüberbückte, konnte er sich vor der Schwere der Steine nicht mehr halten und stürzte ins Wasser und ertrank. Wie das die sieben Geißerchen sahen, kamen sie herzugelaufen und tanzten vor Freude um den Brunnen.



Der getreue Johannes.

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte, es wird wohl das Totenbett sein, darauf ich liege; da sprach er: „Laßt mir den getreuen Johannes kommen." Der getreue Johannes war aber sein liebster Diener und hieß so, weil er ihm sein Leben lang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett kam, sprach der König zu ihm: „Getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende sich naht, und da hab' ich keine Sorge, als um meinen Sohn; er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu raten weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe zuthun." Da antwortete der getreue Johannes: „Ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenn's auch mein Leben kostet." Da sagte der alte König: „So sterb' ich getrost und in Frieden." Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tode sollst du ihm das ganze Schloß zeigen: alle Kammern, Säle und Gewölbe und alle Schätze, die darin liegen; aber eine Kammer sollst du ihm nicht zeigen, die, worin das Bild von der Königstochter vom goldenen Dache verborgen steht; denn, wenn er sie erblickt, wird er eine heftige Liebe zu

ihr empfinden und wird in Ohnmacht niederfallen und wird ihretwillen in große Gefahren geraten; davor sollst du ihn hüten." Und als der getreue Johannes es nochmals dem alten König versprochen hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König nun zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen, und sagte: „Das will ich gewißlich halten und will dir treu sein, wie ich ihm gewesen bin, und sollte es mein Leben kosten." Der junge König weinte und sprach: „Deine Treue will ich auch nimmermehr vergessen." Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „Es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst, ich will dir dein väterliches Schloß zeigen." Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle Reichtümer und prächtigen Kammern sehen; nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das Bild stand. Das Bild war aber so gestellt, daß, wenn die Thür aufging, man gerade darauf sah, und war so herrlich gemacht, daß man meinte, es leibte und lebte, und es gäb' nichts Lieblicheres, Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an dieser Thür vorüberging, und sprach: „Warum schließest du die eine nicht auf?" „Es ist etwas darin", antwortete er, „vor dem du erschrickst." Aber der König antwortete: „Ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was darin ist!" und ging und wollte die Thür öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes zurück und sagte: „Ich habe es deinem Vater vor seinem Tode

versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht; es könnte dir und mir zu großem Unglück ausschlagen." „Nein", antwortete der junge König, „jetzt ist's mein Unglück, wenn ich nicht hineinkomme: ich hätte Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich's gesehen. Nun geh' ich nicht von der Stelle, bis du aufgeschlossen hast."

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Bund den Schlüssel heraus. Danach öffnete er die Thür der Kammer und trat zuerst hinein und dachte, der König sollte das Bildnis vor ihm nicht sehen. Aber dieser war zu neugierig, stellte sich auf die Fußspitzen und sah ihm über die Schulter. Und als er das Bildnis der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold glänzte, da fiel er alsbald ohnmächtig auf die Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf und trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: „Das Unglück ist geschehen; Herr Gott, was will daraus werden!" Dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam; das erste aber, was er sprach, war: „Ach! Wer ist das schöne Bild?" „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache", antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „Meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könnten's nicht aussagen; mein Leben acht' ich nicht, um sie zu erlangen; du bist mein getreuster Johannes, du mußt mir beistehen."

Der treue Diener sann lange nach, wie es anzufangen wäre, denn bloß vor das Angesicht der Königstochter zu gelangen, hielt

schon so schwer. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und sprach zu dem König: „Alles, was sie um sich hat, ist von Gold: Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgerät in deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes, davon laß eine von den Goldschmieden des Reichs verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Gerätschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Tieren, damit wollen wir hinfahren und das Glück versuchen.“ Der König ließ alle Goldschmiede zusammenkommen, und sie arbeiteten Tag und Nacht, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Nun ließ der getreue Johannes alles auf ein Schiff laden und zog Kaufmannskleider an, und der König mußte ein Gleiches thun, so daß er unkenntlich war; dann fuhren sie über das Meer und fuhren lange, bis sie zu der Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldenen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiff zurückbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht“, sprach er, „bring' ich die Königstochter mit, darum sorgt, daß alles in Ordnung ist, laßt die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff ausschmücken.“ Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Und als er in den Schloßhof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit. Und als es das goldblinkende Wasser forttragen wollte und sich umdrehte, sah es den fremden Mann und fragte ihn, wer er wäre? Da antwortete er: „Ich bin ein Kaufmann!“ und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „Ei! was für schönes Goldzeug!“, setzte die

Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da sprach das Mädchen: „Das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie Euch alles abkauft.“ Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Ware sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „Es ist so schön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will.“ Aber der getreue Johannes sprach: „Ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann, was ich hier habe, ist nichts gegen das, was mein Herr auf seinem Schiff stehen hat, das ist das Künstlichste und Köstlichste, was je in Gold ist gebildet worden.“ Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er sprach: „Dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viel Säle, um es aufzustellen, als ein großes Haus nicht hat.“ Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „Führe mich hin zu dem Schiff, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schätze betrachten.“

Da führte sie der getreue Johannes freudig zu dem Schiffe hin, und der König, als er sie erblickte, meinte nicht anders, als das Herz wollte ihm zerspringen, und nur mit großer Mühe konnte er sich zurückhalten. Nun stieg sie in das Schiff, und der König führte sie hinein; der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermann und hieß das Schiff abstoßen: „Spannt alle Segel auf, daß es fortfliegt, wie der Vogel in der Luft.“ Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Tiere, so gingen viele Stunden

herum; sie sah alles mit großer Freude und merkte nicht, daß das Schiff dahinfuhr. Nachdem sie das Letzte betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmann und wollte heim, aber als sie an des Schiffes Rand kam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach“, rief sie erschrocken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns geraten; lieber wollt' ich sterben!“ Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „Ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt, als du bist, aber daß ich dich mit List entführt, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erste Mal, als ich dein Bildnis gesehen, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen.“ Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet, und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gern einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie nun auf dem hohen Meere fuhren, daß der getreue Johannes, als er vorn auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die dahergeflogen kamen. Da hörte er auf zu spielen und horchte, was sie miteinander sprachen, denn er verstand das wohl. Der eine rief: „Ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim!“ „Ja“, antwortete der zweite, „er hat sie noch nicht!“ Sprach der dritte: „Er hat sie doch, sie sitzt bei ihm im Schiff.“ Da fing der erste wieder an und rief: „Was hilft ihm das! Wenn sie ans Land kommen, wird ihm ein fuchsrotes Pferd entgegenspringen, da wird er sich aufschwingen wollen, und thut er das, so sprengt es mit ihm fort und in die Luft

hinein, daß er nimmermehr seine Jungfrau wiedersieht.“ Sprach der zweite: „Ist da gar keine Rettung?“ „O ja, wenn ein andrer schnell aufsitzt, das Feuergewehr, das in den Halftern stecken muß, herausnimmt und es damit totschießt, so ist der junge König gerettet; aber wer weiß das! Und wer's weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie.“ Da sprach der zweite: „Ich weiß noch mehr! Wenn das Pferd auch getötet wird, so behält der junge König doch nicht seine Braut! Wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemd in einer Schüssel und sieht aus, als wär's von Gold und Silber gewebt, ist jedoch nichts als Schwefel und Pech; wenn er's anthut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen.“ Sprach der dritte: „Ist da gar keine Rettung?“ „O ja“, antwortete der zweite, „wenn einer mit Handschuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilft's, wer's weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein, vom Knie bis zum Herzen.“ Da sprach die dritte: „Ich weiß noch mehr! Wird das Brauthemd auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht! Wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, wird sie plötzlich erbleichen und wie tot hinfallen; und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verrät das einer, der es weiß, so wird er ganzes Leibes zu Stein, vom Wirbel bis zur Fußzehe!“ Als die Raben das miteinander gesprochen, flogen sie weiter, und der getreue Johannes hatte alles wohl

verstanden, aber von der Zeit an war er still und traurig; denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich, entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei sich: „Meinen Herrn will ich retten, und sollt' ich selbst darüber zu Grunde gehen.“

Als sie nun ans Land kamen, da geschah es gerade, wie der Rabe vorhergesagt hatte, und es sprengte ein prächtiger fuchsroter Gaul daher. „Ei“, sprach der König, „der soll mich in mein Schloß tragen“, und wollte sich aufsetzen, doch der treue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halftern und schoß den Gaul nieder. Da riefen die andern Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren: „Wie schändlich, das schöne Tier zu töten, das den König in sein Schloß tragen sollte!“ Aber der König sprach: „Schweigt und laßt ihn gehen, es ist mein getreuster Johannes, wer weiß, wozu das gut ist!“ Nun gingen sie ins Schloß, und da stand im Saal eine Schüssel, und das gemachte Brauthemd lag darin und sah aus, nicht anders, als wär' es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollt' es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es dann ins Feuer und ließ es verbrennen. Die andern Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Seht, nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd!“ Aber der junge König sprach: „Wer weiß, wozu es gut ist, laßt ihn gehen, es ist mein getreuster Johannes.“ Nun ward die Hochzeit gefeiert; der Tanz hub an, und die Braut trat auch

hinein. Da hatte der treue Johannes acht und schaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte sie und fiel wie tot zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer, da legte er sie nieder, kniete und sog die drei Blutstropfen aus ihrer rechten Brust und speite sie aus. Alsbald atmete sie wieder und erholte sich, aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes gethan, ward daher zornig darüber und rief: „Werft ihn ins Gefängnis!“ Am andern Morgen ward der getreue Johannes verurteilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand und gerichtet werden sollte, sprach er: „Jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden, soll ich das Recht auch haben?“ „Ja“, antwortete der König, „es soll dir vergönnt sein.“ Da sprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurteilt und bin dir immer treu gewesen!“ und erzählte, wie er auf dem Meer das Gespräch der Raben gehört habe und beschlossen, seinen Herrn zu retten, darum er das alles habe thun müssen. Da rief der König: „O mein getreuster Johannes, Gnade! Gnade! Führt ihn herunter!“ Aber der treue Johannes war bei dem letzten Wort, das er geredet, leblos herabgefallen und war ein Stein. —

Darüber trugen nun der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: „Ach! was hab' ich große Treue so übel belohnt!“ und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. So oft er es ansah, weinte er und sprach: „Ach! könnt' ich dich wieder lebendig machen, mein getreuster Johannes!“ Es ging eine Zeit herum,

da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchsen heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wieder das steinerne Bildnis voll Trauer an, seufzte und rief: „Ach, könnt' ich dich wieder lebendig machen, mein getreuster Johannes!“ Da fing der Stein an zu reden und sprach: „Ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daran wenden willst.“ Da rief der König: „Alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „Wenn du mit deiner eignen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrak, als er hörte, daß er seine lieben Kinder selbst töten sollte; doch dachte er an die große Treue und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und hieb mit eigner Hand den Kindern den Kopf ab und bestrich mit ihrem Blute den Stein; und als das geschehen war, kehrte das Leben zurück, und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er aber sprach zum König: „Deine Treue will ich dir wieder lohnen“, nahm die Häupter der Kinder, setzte sie an und bestrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden sie im Augenblick wieder heil und sprangen herum und spielten fort, als wär' ihnen nichts geschehen.

Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen sah, versteckte er den getreuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „Hast du gebetet in der Kirche?“ „Ja“, antwortete sie, „aber

ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns geworden ist.“ Da sprach er: „Liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsre beiden Söhnlein, die müssen wir opfern.“ Die Königin ward bleich und erschrak im Herzen, doch sprach sie: „Wir sind's ihm schuldig für seine große Treue.“ Da freute er sich, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging und schloß den Schrank auf und holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sei gelobt, er ist erlöst, und unsre Söhnlein haben wir auch wieder“, und erzählte ihr, wie sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.



Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der Älteste klug und gescheit und wußte sich in alles wohl zu schicken, der Jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der Älteste allzeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „ach, Vater, es gruselt mir!“ denn er fürchtete sich. Oder wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!“ Der Jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselt's nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe.“

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör' du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch

etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, sich dein Bruder Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und M verloren.“ „Ei, Vater“, antwortete er, „ich will gern lernen; ja, wenn's anging, so möchte ich lernen, daß mir's selte, davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der Älteste la als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was mein Bruder für ein Dummbart, aus dem wird mein Le nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich beiz krümmen.“ Der Vater seufzte und antwortete ihm: „ Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brot r du damit nicht verdienen.“

Bald danach kam der Küster zum Besuch ins Haus, klagte ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jün Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse n und lerne nichts. „Denkt Euch, als ich ihn gefragt, womi sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Grusel lernen!“ „Ei“, antwortete der Küster, „das kann er bei mir ler thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln.“ Der V war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein n zugerichtet, und der Küster nahm ihn zu sich ins Haus, un mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckt ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm ste und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln bachte er, und um ihm noch einen rechten Schrecken einzuja ging er heimlich voraus und stellte sich ins Schalloch; da s der Junge meinen, es wäre ein Gespenst. Der Junge ruhig den Turm hinauf; als er oben hinkam, sah er eine Ge

im Schalloch. „Wer steht dort?" rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „Was willst du hier in der Nacht? Mach', daß du fortkommst, oder ich werf' dich hinunter." Der Küster dachte, es wird so arg nicht gemeint sein, schwieg und blieb unbeweglich stehen; da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab. Darauf läutete er die Glocke, und wie das geschehen war, stieg er wieder hinab, legte sich, ohne ein Wort zu sprechen, ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit, aber der kam immer nicht, da ward ihr endlich angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? Er ist mit auf den Turm gestiegen." „Nein", antwortete der Bub, „aber da hat einer im Schalloch gestanden, und weil er nicht weggehen und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinuntergeschmissen; geht einmal hin, so werdet Ihr sehen, ob er's ist." Die Frau eilte voll Angst hinaus und fand ihren Mann mit gebrochenem Bein auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „Ach, was hat Euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet, meinen Mann hat er zum Schalloch hinuntergestürzt, daß er das Bein gebrochen hat!" Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen: „Was sind das für gottlose Streiche! Die muß dir der Böse eingegeben haben!" „Ei, Vater", antwortete er, „ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht, wie einer, der Böses vorhat. Ich

wußte nicht, wer's war — ich hab's ihm ja dreimal vorausgesagt, warum ist er nicht weggegangen.“ „Ach“, sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater, recht gern, wartet nur, bis Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh' ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne, was du willst“, sprach der Vater, „mir ist alles einerlei; da hast du fünfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen und sag' keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt; wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine fünfzig Thaler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! Wenn mir's nur gruselte!“ Da ging ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du, dort ist der Baum, wo sieben mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben, setz' dich darunter und wart', bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört“, antwortete der Junge, „das will ich gern thun; lern' ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine fünfzig Thaler haben; komm nur morgen früh wieder zu mir.“ Da ging der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an. Aber um Mitternacht ging der

Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegeneinander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: Du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an und setzte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in acht, sonst häng' ich euch wieder hinauf.“ Die Toten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös' und sprach: „Wenn ihr nicht achtgeben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen“, und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein. Am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Thaler haben und sprach: „Nun, weißt du, was Gruseln ist?“ „Nein“, antwortete er, „woher sollt ich's wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgethan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leib haben, brennen ließen.“ Da sah der Mann, daß er die fünfzig Thaler heute nicht davontragen würde, und ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge ging auch seines Weges und fing wieder an vor sich hin zu reden: „Ach, wenn mir's nur gruselte! Ach, wenn mir's nur gruselte!“ Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt, und fragte: „Wer bist du?“ „Ich weiß nicht“,

antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?“ „Ich weiß nicht.“ „Wer ist dein Vater?“ „Das darf ich nicht sagen.“ „Was brummst du so in den Bart hinein?“ „Ei“, antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruselte; aber niemand kann mich's lehren.“ „Laß das dumme Geschwätz“, sprach der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe.“ Nun ging der Junge mit dem Fuhrmann. Abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten; da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! Wenn mir's nur gruselte!“ Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich danach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein.“ „Ach, schweig stille“, sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre jammerschade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wiedersehen sollten.“ Der Junge aber sagte: „Wenn es noch so schwer ist, ich will's einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen.“ Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stünde ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte, was Gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten auch große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein-, aber keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl



Ach, [illegible] mir [illegible]

drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen.“ Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst.“ Da antwortete er: „So bitt' ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer.“

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte“, sprach er, „aber hier werd' ich's auch nicht lernen.“ Gegen Mitternacht wollt' er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hineinblies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!“ „Ihr Narren“, rief er, „was schreit ihr? Wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei und setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Über ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Ja“, antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her“; da streckten sie die Krallen aus. „Ei“, sagt er, „was habt ihr lange Nägel! Wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab' ich auf die Finger gesehen“, sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel“, schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser. Als er

aber die zwei zur Ruhe gebracht und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrieen greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser: „Ei, du Gesindel! fort mit dir!“ und hieb hinein. Ein großer Teil sprang fort, die andern schlug er tot und trug sie hinaus in den Teich. Als er wiedergekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett; er ging und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, da fing das Bett von selbst an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so“, sprach er, „nur besser zu.“ Da fing das Bett an zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab: Hopp, hopp! warf es um, das unterste zu oberst, und er lag mitten drunter. Da schleuderte er Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat!“ legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre tot. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen!“ Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!“

Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut“, antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen.“ Als er nun zum Wirt kam, machte der große Augen und sprach: „Ich dachte nicht, daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?“ „Nein“, sagte er, „ich weiß es nicht; wenn mir's nur einer sagen könnte!“

Die zweite Nacht ging er abermals hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und sprach wieder: „Wenn mir's nur gruselte!“ Wie Mitternacht herankam, fing ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihn hin. „Heda!“ rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig.“ Da ging der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andre Hälfte auch herab. „Wart'“, sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen.“ Wie er das gethan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren und saß da ein greulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint“, sprach der Junge, „die Bank ist mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?“ „Ja, wenn du Geld hast.“ „Geld genug“, antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund.“ Da nahm

antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?“ „Ich weiß nicht.“ „Wer ist dein Vater?“ „Das darf ich nicht sagen.“ „Was brummst du so in den Bart hinein?“ „Ei“, antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruselte; aber niemand kann mich's lehren.“ „Laß das dumme Geschwätz“, sprach der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe.“ Nun ging der Junge mit dem Fuhrmann. Abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten; da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! Wenn mir's nur gruselte!“ Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich danach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein.“ „Ach, schweig stille“, sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre jammerschade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wiedersehen sollten.“ Der Junge aber sagte: „Wenn es noch so schwer ist, ich will's einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen.“ Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stünde ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte, was Gruseln wäre, wenn er drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten auch große Schätze, von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein-, aber keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl



„Ach, [illegible]

wollte ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt heraus und ließ den Alten los, der führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon“, sprach er, „ist ein Teil den Armen, der andre dem König, der dritte dein.“ Indem schlug es zwölf, und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen können“, sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben was Gruseln ist?“ „Nein“, antwortete er, „was ist's nur? Mein toter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mich keiner gelehrt.“ Da sprach der König: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heiraten.“ „Das ist all recht gut“, antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was Gruseln ist.“

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte jedoch immer: „Wenn mir's nur gruselte, wenn mir's nur gruselte!“ Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen.“ Sie ging hinaus und ließ sich aus dem Bach, der durch den Garten floß, einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Und nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt' Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach was gruselt mir, was gruselt mir! Liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was gruseln ist.“

Der gute Handel.

Ein Bauer hatte seine Kuh auf den Markt getrieben und für sieben Thaler verkauft. Auf dem Heimweg mußte er an einem Teich vorbei und da hörte er schon von weitem, wie die Frösche riefen: „Ak, ak! ak, ak!“ „Ja“, sprach er für sich, „die schreien auch ins Haberfeld hinein; sieben Thaler sind's, die ich gelöst habe, keine acht.“ Als er an das Wasser herankam, rief er ihnen zu: „Dummes Vieh, das ihr seid! Wißt ihr's nicht besser? Sieben Thaler sind's und keine acht!“ Die Frösche blieben aber bei ihrem „ak, ak! ak, ak!“ „Nun, wenn ihr's nicht glauben wollt, ich kann's euch vorzählen“, meinte er, holte das Geld aus der Tasche und zählte die sieben Thaler ab, immer vierundzwanzig Groschen auf einen. Die Frösche kehrten sich aber nicht an sein Rechnen und riefen abermals: „Ak, ak! ak, ak!“ „Ei“, rief der Bauer ganz bös', „wollt' ihr's besser wissen als ich, so zählt selber!“ und warf das Geld miteinander ins Wasser hinein. Er blieb stehen und wollte warten, bis sie fertig wären und ihm das Seinige wiederbrächten, aber die Frösche beharrten auf ihrem Sinn, schrieen immer fort: „Ak, ak! ak, ak!“ und warfen auch das Geld nicht wieder heraus. Er wartete noch eine gute

Weile, bis der Abend einbrach und er nach Haus mußte, da schimpfte er die Frösche aus und rief: „Ihr Wasserpatscher, ihr Dickköpfe, ein groß' Maul habt ihr und könnt schreien, daß einem die Ohren weh' thun, aber sieben Thaler könnt ihr nicht zählen! Meint ihr, ich wollte da stehen, bis ihr fertig wär't?" Damit ging er fort, aber die Frösche riefen ihm noch nach: „Ak, ak! ak, ak! daß er ganz verdrießlich heimkam.

Über eine Zeit erhandelte er sich wieder eine Kuh, die schlachtete er und machte die Rechnung, wenn er das Fleisch gut verkaufe, könnte er so viel lösen, als die beiden Kühe wert wären, und das Fell hätte er obendrein. Als er nun mit dem Fleisch zu der Stadt kam, war vor dem Thore ein ganzes Rudel Hunde zusammengelaufen, voran ein großer Windhund. Dieser sprang um das Fleisch, schnupperte und bellte: „Was, was! was, was!" Als er gar nicht aufhören wollte, sprach der Bauer zu ihm: „Ja, ich merk' wohl, du sagst: was, was! weil du etwas von dem Fleisch verlangst, da sollt' ich aber schön ankommen, wenn ich dir's geben wollte." Der Hund antwortete nichts als: „Was, was!" „Willst du's auch nicht wegfressen und du für deine Kameraden da gutstehen?" „Was, was!" sprach der Hund. „Nun, wenn du dabei bleibst, so will ich dir's lassen, ich kenne dich wohl und weiß, bei wem du dienst; aber das sag' ich dir, in drei Tagen muß ich mein Geld haben, du kannst mir's hinausbringen." Darauf lud er das Fleisch ab und kehrte wieder um; die Hunde machten sich darüber her und bellten laut: was, was! Der Bauer, der es von weitem hörte, sprach zu sich: „Horch! jetzt verlangen sie alle was, aber der große muß mir einstehen."

Als drei Tage herum waren, dachte der Bauer vergnügt: heute abend hast du dein Geld in der Tasche. Aber es wollte niemand kommen und es auszahlen. „Es ist kein Verlaß mehr auf jemand“, sprach er, und endlich riß ihm die Geduld, daß er in die Stadt zu dem Fleischer ging und sein Geld forderte. Der Fleischer meinte, es wäre ein Spaß, als aber der Bauer sagte: „Spaß beiseite, ich will mein Geld; hat der große Hund Euch nicht die ganze geschlachtete Kuh vor drei Tagen heimgebracht?“ Da ward der Fleischer zornig, griff nach einem Besenstiel und jagte ihn hinaus. „Wart'“, sprach der Bauer, „es gibt noch Gerechtigkeit auf der Welt!“ und ging in das königliche Schloß und bat sich Gehör aus. Er ward vor den König geführt, der da saß mit seiner Tochter und fragte, was ihm für ein Leid widerfahren wäre? „Ach“, sagte er, „die Frösche und die Hunde haben mir das Meinige genommen, und der Metzger hat mich dafür mit dem Stock bezahlt“, und erzählte weitläufig, wie es zugegangen war. Darüber fing die Königstochter laut an zu lachen, und der König sprach zu ihm: „Recht kann ich dir hier nicht geben, aber dafür sollst du meine Tochter zur Frau haben, ihr Lebtag hat sie noch nicht gelacht als eben über dich, und ich habe sie dem versprochen, der sie zum Lachen brächte. Du kannst Gott für dein Glück danken.“ „O“, antwortete der Bauer, „ich will sie gar nicht, ich hab' daheim nur eine einzige Frau, und die ist mir schon zu viel! Wenn ich nach Haus' komme, so ist mir, als ob in jedem Winkel eine stände!“ Da ward der König zornig und sprach: „Bist du so ein Grobian, so mußt du einen andern Lohn haben!

Jetzt pack' dich fort, aber in drei Tagen komm wieder, so sollen dir fünfhundert vollgezählt werden."

Wie der Bauer hinaus vor die Thür kam, sprach die Schildwache: „Du hast die Königstochter zum Lachen gebracht, da wirst du was Rechtes bekommen haben." „Ja, das mein' ich", antwortete der Bauer, „fünfhundert werden mir ausbezahlt." „Hör'", sprach der Soldat, „gib mir etwas davon, was willst du mit all dem Geld anfangen." „Nun", sprach der Bauer, „weil du's bist, so sollst du zweihundert haben, in drei Tagen meld' dich beim König und laß dir's aufzählen." Ein Jude hatte in der Nähe gestanden und das Gespräch mit angehört, der lief dem Bauer nach, hielt ihn beim Rock und sprach: „Gotteswunder, was seid Ihr ein Glückskind! Ich will's Euch wechseln, ich will's Euch umsetzen in Scheidemünz', was wollt Ihr mit den harten Thalern!" „Mauschel", sagte der Bauer, „dreihundert kannst du noch haben, gib mir's nur gleich in Münze, heut' über drei Tage wirst du dafür beim König bezahlt werden." Der Jude war froh über das Profitchen und brachte die Summe in schlechten Groschen, wo drei so viel wert sind als zwei gute. Nach Verlauf der drei Tage ging der Bauer, dem Befehl gemäß, vor den König. „Zieh den Rock aus", sprach dieser, „du sollst deine fünfhundert haben." „Ach!" sagte der Bauer, „sie gehören nicht mehr mein, zweihundert habe ich an die Schildwache verschenkt, und dreihundert hat mir der Jude eingewechselt, von Rechtswegen gebührt mir nicht ein einziges." Indem kamen der Soldat und der Jude herein, verlangten das Ihrige, das sie dem Bauer abgewonnen hätten, und erhielten die Schläge

richtig zugemessen. Der Soldat ertrug's geduldig und wußte schon, wie's schmeckte, der Jude aber that jämmerlich: „Au wei geschrieen! Sind das die harten Thaler?“ Der König mußte über den Bauer lachen, und weil aller Zorn verschwunden war, sprach er: „Hast du den Lohn schon verloren, eh' du ihn empfangen, so will ich dir einen Ersatz geben: geh in meine Schatzkammer und hol' dir Geld, soviel du willst.“ Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen und füllte in seine Taschen, was nur hinein wollte. Danach ging er ins Wirtshaus und überzählte sein Geld; der Jude war ihm nachgegangen und hörte, wie er mit sich allein brummte: „Nun hat mich der Spitzbube von König doch hinters Licht geführt! Hätte er mir nicht selbst das Geld geben können, so wüßte ich, was ich hätte, wie kann ich nun wissen, ob das richtig ist, was ich so eingesteckt habe!“ — „Gott bewahre“, sprach der Jude für sich, „der spricht despektierlich von unserm Herrn; ich lauf' gleich und geb's an, so krieg' ich eine Belohnung, und er wird noch obendrein bestraft.“ Als der König die Reden des Bauern erfuhr, ward er zornig und hieß den Juden hingehen und den Sünder herbeiholen. Der Jude lief zum Bauer: „Ihr sollt gleich zum Herrn König kommen, wie Ihr geht und steht.“ „Ich weiß besser, was sich schickt“, antwortete der Bauer, „erst laß ich mir einen neuen Rock machen; meinst du, ich wollte in dem alten Lumpenrock hingehen, wenn ich soviel Geld habe.“ Der Jude sah, daß der Bauer ohne einen andern Rock nicht wegzubringen war, und weil er fürchtete, wenn der König seinen Zorn verliere, so verliere er seine Belohnung und der Bauer

die Strafe, so sprach er: „Ich will Euch solang einen Rock leihen aus bloßer Freundschaft; mein! was thut der Mensch nicht aus Liebe!“ Der Bauer ließ sich das gefallen, zog einen Rock vom Juden an und ging mit ihm fort. Der König hielt ihm die bösen Reden vor, die ihm der Jude hinterbracht hatte. „Ach!“ sprach der Bauer, „was ein Jude sagt, ist immer gelogen, denen geht kein wahres Wort aus dem Munde; der Kerl ist im stande und behauptet, ich hätte seinen Rock an!“ „Was soll mir das“, schrie der Jude, „ist der Rock nicht mein, hab' ich ihn nicht aus Freundschaft geborgt, damit Ihr vor den Herrn König treten konntet?“ Wie der König das hörte, sprach er: „Einen hat der Jude gewiß betrogen, mich oder den Bauer!“ und ließ ihm noch etwas in harten Thalern nachzahlen. Der Bauer aber ging in dem guten Rock, mit dem guten Geld in der Tasche heim und sprach: „Diesmal hab' ich's getroffen!“



Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Frieden miteinander und hatten zwölf Kinder, das waren aber lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: „Wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichtum groß wird und es das Königreich allein erhält.“ Er ließ auch zwölf Särge machen, die waren schon mit Hobelspänen gefüllt, und in jedem lag das Totenkißchen, und ließ sie in eine verschlossene Stube bringen, davon gab er der Königin den Schlüssel und sprach, sie sollte niemand davon etwas sagen.

Die Mutter aber saß nun den ganzen Tag und trauerte, so daß der kleinste Sohn, der immer bei ihr war und den sie nach der Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach: „Liebe Mutter, warum bist du so traurig?“ „Liebstes Kind“, antwortete sie, „ich darf dir's nicht sagen.“ Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß und ihm die zwölf Totenladen, mit Hobelspänen schon gefüllt, zeigte und sprach: „Mein liebster Benjamin, die hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen, denn, wenn ich ein Mädchen zur Welt bringe,

so sollt ihr allesamt getötet und in den Särgen da begraben werden." Da sagte der Sohn: „Weine nicht, liebe Mutter; wir wollen uns helfen und wollen fortgehen." Sie sprach: „Geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist, und halte Wacht und schaue nach dem Turm hier im Schloß. Gebäre ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen; gebäre ich ein Töchterlein, so will ich eine rote Fahne aufstecken, und dann fliehet fort, und der liebe Gott behüt' euch. Jede Nacht will ich aufstehen und für euch beten: im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet."

Nachdem sie also ihre Söhne gesegnet hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wacht, saß auf der höchsten Eiche und schaute nach dem Turm. Als elf Tage herum waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er, wie eine Fahne aufgesteckt wurde; es war aber nicht die weiße, sondern die rote Blutfahne, die verkündigte, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das nun hörten, wurden sie zornig und sprachen: „Sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden; nun schwören wir, daß, wo uns eins begegnet, wir uns rächen und sein rotes Blut fließen lassen."

Darauf gingen sie tiefer in den großen Wald hinein und mitten drin, wo es am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie: „Hier wollen wir wohnen, und du, Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheim bleiben und haushalten; wir wollen

ausgehen und Essen holen." Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Täubchen und was zu essen stand; das brachten sie dem Benjamin, der mußt's ihnen zurecht machen, damit sie ihren Hunger stillen konnten. In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter, die Königin, geboren, war nun herangewachsen; es war gut von Herzen und schön von Angesicht und hatte einen goldenen Stern auf der Stirn. Einmal, als große Wäsche war, sah es darunter zwölf Mannshemden und fragte seine Mutter: „Wem gehören diese zwölf Hemden, für den Vater sind sie doch viel zu klein?" Da antwortete diese mit schwerem Herzen: „Liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern." Sprach das Fräulein: „Wo sind denn meine zwölf Brüder, von denen habe ich noch niemals gehört." Die Mutter antwortete: „Das weiß Gott, wo sie sind; sie irren in der Welt herum." Da nahm sie das Mädchen und schloß ihm das Zimmer auf und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelspänen und den Totenkißchen. „Die", sprach sie, „waren für sie bestimmt, aber sie sind heimlich fortgegangen, eh' du geboren warst", und erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. Da sagte das Mädchen: „Liebe Mutter, weine nicht, ich will gehen und meine Brüder suchen."

Nun nahm es die zwölf Hemden und ging fort, und geradezu in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag, und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen. Da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte: „Wo kommst du her und wo willst du hin?" und erstaunte, daß sie

so gar schön war, königliche Kleider trug und einen Stern auf der Stirn hatte. Da antwortete sie: „Ich bin eine Königstochter und suche meine zwölf Brüder und will gehen, soweit der Himmel blau ist, bis ich sie finde.“ Und zeigte ihm die zwölf Hemden, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war, und sprach: „Ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder!“ Und sie fing an zu weinen vor Freude und Benjamin auch, und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er: „Liebe Schwester, es ist noch ein Vorbehalt da; wir hatten beschlossen und verabredet, daß ein jedes Mädchen, das uns begegnete, sterben sollte, weil wir um ein Mädchen unser Königreich verlassen mußten.“ Da sagte sie: „Ich will gern sterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlösen kann.“ „Nein“, antwortete er, „du sollst nicht sterben, setz' dich unter diese Bütte, bis die elf Brüder kommen, dann will ich schon einig mit ihnen werden.“ Also that sie; und wie es Nacht ward, kamen die andern von der Jagd, und die Mahlzeit war bereit. Und als sie am Tisch saßen und aßen, fragten sie: „Was gibt's Neues?“ Sprach Benjamin: „Wißt ihr nichts?“ „Nein“, antworteten sie. Sprach er weiter: „Ihr seid im Wald gewesen und ich bin daheim geblieben und weiß doch mehr als ihr.“ „So erzähl' uns“, riefen sie. Antwortete er: „Versprecht ihr mir auch, daß das erste Mädchen, das uns begegnet, nicht soll getötet werden?“ „Ja“, riefen sie alle, „das soll Gnade haben, erzähl' uns nur.“ Da sprach er: „Unsre Schwester ist da!“ und hob die Bütte auf, und die Königstochter kam hervor in ihren königlichen Kleidern mit dem

goldenen Stern auf der Stirn und war so schön, zart und fein. Da freuten sie sich alle, fielen ihr um den Hals, küßten sie und hatten sie von Herzen lieb.

Nun blieb sie bei Benjamin zu Haus und half ihm in der Arbeit. Die elfe zogen in den Wald, suchten Wilder (Gewild), Rehe, Hasen, Vögel und Täubchen, damit sie zu essen hatten, und die Schwester und Benjamin sorgten, daß es zubereitet wurde. Sie suchte das Holz zum Kochen und die Kräuter zum Gemüse und stellte zu am Feuer, also daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elfe kamen. Sie hielt auch sonst Ordnung im Häuschen, deckte die Bettlein hübsch weiß und rein, und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf eine Zeit hatten die beide daheim eine schöne Kost zurecht gemacht, und wie sie nun alle beisammen waren, setzten sie sich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein kleines Gärtchen an dem verwünschten Häuschen, darin standen zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt; nun wollte sie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte jedem zum Essen eine zu schenken. Wie sie aber die Blumen abgebrochen hatte, in demselben Augenblick waren die zwölf Brüder in zwölf Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Haus mit dem Garten war auch verschwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in dem wilden Wald, und wie es sich umsah, so stand eine alte Frau neben ihm, die sprach: „Ei! ei! mein Kind, was hast du angefangen? Warum hast du die zwölf weißen Blumen nicht

stehen gelassen, das waren deine Brüder, die sind nun auf immer in Raben verwandelt.“ Das Mädchen sprach weinend: „Ist denn kein Mittel, sie zu erlösen?“ „Nein“, sagte die Alte, „es ist keins auf der ganzen Welt, als eins, das ist aber so schwer, daß du sie damit nicht befreien wirst, denn du mußt sieben Jahre stumm sein, darfst nicht sprechen und nicht lachen, und sprichst du ein einziges Wort und es fehlt nur eine Stunde an den sieben Jahren, so ist alles umsonst, und deine Brüder werden von dem Wort getötet.“

Da sprach das Mädchen in seinem Herzen: „Ich will meine Brüder gewiß erlösen!“ und ging und suchte einen hohen Baum; setzte sich darauf und spann, sprach nicht und lachte nicht. Nun trug's sich zu, daß ein König in dem Walde jagte, der hatte eine große Windel (Windhund), die lief zu dem Baum, worauf das Fräulein saß, sprang herum, schrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei, sah die schöne Königstochter mit dem goldenen Stern auf der Stirn und war so entzückt über ihre Schönheit, daß er hinaufrief, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopf; da stieg er selbst hinauf, trug sie herab, setzte sie auf sein Pferd, und da ward die Hochzeit, obgleich die Braut stumm war und nicht lachte, mit großer Pracht und Freude gefeiert. Als sie ein paar Jahre miteinander vergnügt gelebt hatten, fing die Mutter des Königs, die eine böse Frau war, an, die junge Königin zu verleumden, und sprach zum König: „Es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du dir mitgebracht, wer weiß, was für Böses sie heimlich treibt. Wenn

sie stumm ist und nicht sprechen kann, so könnte sie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böses Gewissen.“ Der König wollte zuerst nicht daran glauben, aber sie trieb es so lange, bis er sich endlich überreden ließ und sie zum Tode verurteilte.

Nun ward im Hof ein großes Feuer angezündet, darin sie sollte verbrannt werden, und der König stand oben und sah's mit weinenden Augen an, weil er sie noch immer lieb hatte. Und als sie schon an dem Pfahl festgebunden war und das Feuer schon nach ihren Kleidern die Zungen streckte, da war eben der letzte Augenblick von den sieben Jahren verflossen, und in der Luft ließ sich ein Geschwirr hören. Zwölf Raben kamen hergezogen und senkten] sich nieder, und wie sie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die sie erlöst hatte. Sie rissen das Feuer auseinander, löschten die Flammen, machten ihre liebe Schwester frei und küßten und herzten sie. Nun durfte sie ihren Mund aufthun und reden und erzählte dem König, wie es gekommen war, daß sie stumm gewesen und niemals gelacht hatte. Da freute er sich, daß sie unschuldig war, und sie lebten nun alle zusammen in Lust und Einigkeit bis an ihren Tod.



Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrig bleiben, sind unsre Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser; dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsre Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsre Herzen, die weinen zusammen!“ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch über den Bäumen und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk' einmal; ich mein', ich hört' eins rauschen.“ Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnlein

suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Wald verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger! Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger!“ Da rief das Schwesterchen: „Ach, ich bitt' dich, Brüderchen, trink' nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreißest mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle.“ Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf! Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf!“ Da rief das Schwesterchen: „Ach, Brüderchen, ich bitt' dich, trink' nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich.“ Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh! Wer aus mir trinkt, wird ein Reh!“ Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitt' dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Brüderchen hatte sich gleich bei dem Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme, verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab, that es dem Rehchen um den Hals, rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen, führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich in ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es, hier können wir bleiben und wohnen. Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, und war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft schlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte nun eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren, da trug es sich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallten darin das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gern dabei gewesen. „Ach“, sprach es zum Schwesterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten!“ und bat so lange,



bis es einwilligte. „Aber“, sprach es zu ihm, „komm mir abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Thürlein; und damit ich dich kenne, so klopf' und sprich: mein Schwesterlein, laß mich herein! Und wenn du nicht so sprichst, so schließ' ich mein Thürlein nicht auf.“ Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl, und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tierlein und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Wie's dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ Da ward ihm die kleine Thür aufgethan, es sprang hinein und ruhte sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus.

Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das Ho! ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach' mir auf, ich muß hinaus.“ Das Schwesterchen öffnete ihm die Thür und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen.“ Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag; endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich er ihm nach bis zu dem Häuschen, hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ und sah, daß

ihm die Thür gleich aufgethan und alsbald wieder zugeschlossen wurde. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden."

Das Schwesterchen aber war recht erschrocken, als das Rehkälbchen verwundet hereinkam; es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb' Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde war aber so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte, und als es die Jagdlust wieder anheben hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich auch keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten, ich laß dich nicht hinaus." „So sterbe ich dir hier vor Betrübnis, wenn du mich abhältst", antwortete das Rehchen; „wenn ich das Hifthorn höre, so mein' ich, ich müßt' aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders, schloß ihm mit schwerem Herzen die Thür auf, und das Rehchen sprang ganz gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide thut." Wie die Sonne untergegangen war, da sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeig' mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Thürlein war, klopfte er an und rief: „Lieb' Schwesterlein, laß mich herein!" Da ging die Thür auf, der König trat hinein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keines gesehen hatte. Das Mädchen aber war erschrocken, daß

nicht sein Rehlein, sondern ein Mann hereinkam, der eine goldene Krone auf dem Haupte hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir auf mein Schloß gehen und meine liebe Frau werden?“ „Ach ja“, antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlasse ich nicht.“ Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, solange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm zum Waldhäuschen hinaus.

Der König führte das schöne Mädchen in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern tot geschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege, zwickten und nagten es, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt!“ „Sei nur still“, sagte die Alte und sprach sie zufrieden, „wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein.“ Als nun die Zeit

herangerückt war und die Königin ein schönes Knäbchen zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, da nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das soll Euch wohlthun und stärken, geschwind, eh' es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, und sie trugen die schwache Königin in die Badestube, legten sie hinein, gingen schnell fort und schlossen die Thür ab. In der Badestube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte.

Als das geschehen war, nahm die Alte ihre Tochter und setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben; damit aber der König nichts merken sollte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als der König heimkam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich, wollte ans Bett zu seiner lieben Frau gehen und wollte sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Thür aufging und die rechte Königin hereintrat; sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren

Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Thür hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob sie jemand in der Nacht ins Schloß gehen gesehen; aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen!“ So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr!“

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott! was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kind wachen.“ Abends ging er auch in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr!“

und pflegte dann des Kindes wie gewöhnlich, ehe sie wieder verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden; aber die folgende Nacht wachte er wieder, da sprach sie abermals:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr!“

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders sein als meine liebe Frau?“ Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau!“ und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr begangen hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und sie wurden verurteilt; die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, wie sie sie erblickten; die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie davon verzehrt war, verwandelte sich auch das Rehkälbchen, erhielt seine menschliche Gestalt wieder, und Schwesterchen und Brüderchen lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.



Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Die Nüsse sind reif geworden, da wollen wir miteinander auf den Berg gehen und uns einmal recht satt daran essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt." „Ja", antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen." Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen oder ob sie so übermütig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen." — „Nein", sagte das Hähnchen, „das wäre mir recht! Lieber geh' ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse; so haben wir nicht gewettet! Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu' ich nicht."

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen, in meinen Nußberg gehen? Wartet, das soll euch schlecht bekommen!" und ging damit auf das Hähnchen los.

Aber Hähnchen war auch nicht faul, stieg der Ente tüchtig zu Leibe und endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher. Darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu, was du kannst!“ Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen: „Halt! halt!“ und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär' es so schmutzig auf der Straße; ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten? sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Thor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen ließ, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten.

Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiterfahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andre fiel, kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sei schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber

warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckte sie in das Sesselkissen des Wirts, die Stecknadel aber in sein Handtuch; darauf flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und deshalb im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunterschwamm, und das ging geschwinder, als vor dem Wagen.

Ein paar Stunden danach hob sich der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stecknadel; dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf“, sagte er und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl — auweh! da traf ihn die Nähnadel noch schlimmer und nicht an den Kopf, so daß er vor Schrecken auffuhr. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern abend gekommen waren; und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.



Hänsel und Gretel.

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker, der hatte nichts zu beißen und nichts zu brechen und kaum das tägliche Brot für seine Frau und seine zwei Kinder, Hänsel und Gretel. Endlich kam die Zeit, da konnte er auch das nicht mehr schaffen und wußte keine Hilfe mehr für seine Not. Wie er sich nun abends vor Sorge im Bett herumwälzte, sprach seine Frau zu ihm: „Höre, Mann, morgen früh nimm die beiden Kinder, gib jedem noch ein Stückchen Brot, dann führ' sie hinaus in den Wald, mitten inne, wo er am dicksten ist, da mach' ihnen ein Feuer an, und dann geh weg und laß sie dort allein, wir können sie nicht länger ernähren." „Nein, Frau", sagte der Mann, „das kann ich nicht über mein Herz bringen, meine eignen lieben Kinder den wilden Tieren im Wald zu bringen, die sie bald würden zerrissen haben." „Nun, wenn du das nicht thust", sprach die Frau, „so müssen wir alle miteinander Hungers sterben", und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte.

Die zwei Kinder waren vor Hunger auch noch wach gewesen und hatten mit angehört, was die Mutter zum Vater gesagt hatte. Gretel dachte: „Nun ist es um mich geschehen!" und fing erbärmlich an zu weinen, Hänsel aber sprach: „Sei still, Gretel, und gräm' dich nicht, ich will uns helfen." Damit stieg er auf, zog sein Röcklein an, machte die Unterthür auf und schlich

hinaus. Da schien der Mond hell, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Hause lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hinein wollten, dann ging er zurück ins Haus. „Tröste dich, Gretel, und schlaf nur ruhig“, sprach er, legte sich wieder ins Bett und schlief ein.

Morgens früh, ehe die Sonne noch aufgegangen war, kam die Mutter und weckte sie alle beide: „Steht auf, ihr Kinder, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen; da hat jedes von euch ein Stücklein Brot, aber haltet's zu Rate und hebt's euch für den Mittag auf.“ Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte; dann machten sie sich auf den Weg zum Walde hinein. Wie sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück, bald darauf wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hänsel, was guckst du zurück und hältst dich auf, hab' acht und heb deine Beine auf.“ — „Ach, Vater, ich seh' nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen.“ Die Mutter sprach: „Ei, Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint.“ Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Wie sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, daß wir nicht frieren.“ Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Da steckten sie es

an, und wie die Flamme recht hoch brannte, sagte die Mutter: „Nun legt euch ans Feuer und schlaft, wir wollen in dem Walde das Holz fällen. Wartet, bis wir wiederkommen und euch abholen.“

Hänsel und Gretel saßen an dem Feuer bis Mittag, da aß jedes sein Stücklein Brot; sie glaubten, der Vater wär' noch im Wald, weil sie die Schläge seiner Axt hörten, aber das war ein Ast, den er an einen Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her schlug. Nun warteten sie bis zum Abend, aber Vater und Mutter blieben aus, und niemand wollte kommen und sie abholen. Wie es nun finstere Nacht wurde, fing Gretel an zu weinen, Hänsel aber sprach: „Wart' nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist.“ Und als der Mond aufgegangen war, faßte er die Gretel bei der Hand, da lagen die Kieselsteine und schimmerten wie neugeschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Da gingen sie die ganze Nacht durch, und wie es Morgen war, kamen sie wieder bei ihres Vaters Haus an. Der Vater freute sich von Herzen, als er seine Kinder wieder sah, denn es hatte ihm weh gethan, wie er sie allein gelassen; die Mutter stellte sich auch, als wenn sie sich freute, heimlich aber war sie bös.

Nicht lange danach war wieder kein Brot im Hause, und Hänsel und Gretel hörten, wie abends die Mutter zum Vater sagte: „Einmal haben die Kinder den Weg zurück gefunden, und da habe ich's gut sein lassen; aber jetzt ist wieder nichts, als nur noch ein halber Laib Brot im Haus, du mußt sie morgen tiefer in den Wald führen, daß sie den Weg nicht zurück finden,

es ist sonst keine Hilfe für uns mehr.“ Dem Manne fiel's schwer aufs Herz, und er dachte: „Es wäre doch besser, wenn du den letzten Bissen mit deinen Kindern teiltest“; aber weil er es einmal gethan hatte, so durfte er nicht nein sagen. Als die Kinder das Gespräch gehört hatten, stand Hänsel auf und wollte wieder Kieselsteine auflesen; wie er aber an die Thür kam, da hatte sie die Mutter zugeschlossen. Doch tröstete er die Gretel und sprach: „Schlaf nur, lieb' Gretel, der liebe Gott wird uns schon helfen.“

Morgens früh erhielten sie ihr Stücklein Brot, noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein an die Erde. „Was bleibst du immer stehen, Hänsel, und guckst dich um?“ sagte der Vater, „geh deiner Wege.“ — „Ach! ich seh' nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dach und will mir Adc sagen.“ — „Du Narr“, sagte die Mutter, „das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.“ Hänsel aber zerbröckelte all sein Brot und warf die Bröcklein auf den Weg.

Die Mutter führte sie noch tiefer in den Wald hinein, wo sie ihr Lebtag nicht gewesen waren; da sollten sie wieder bei einem großen Feuer sitzen und schlafen, und abends wollten die Eltern kommen und sie abholen. Zu Mittag teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, weil der seins all auf den Weg gestreut hatte, aber der Mittag verging, und der Abend verging, und niemand kam zu den armen Kindern. Hänsel tröstete die Gretel und sagte: „Wart', wenn der Mond aufgeht, dann seh'

ich die Bröcklein Brot, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus." Der Mond ging auf, wie aber Hänsel nach den Bröcklein sah, da waren sie weg; die viel tausend Vöglein in dem Wald, die hatten sie gefunden und aufgepickt. Hänsel meinte doch den Weg nach Haus zu finden und zog die Gretel mit sich, aber sie verirrten sich bald in der großen Wildnis und gingen die Nacht und den ganzen Tag, da schliefen sie ein vor Müdigkeit. Dann gingen sie noch einen Tag, aber kamen nicht aus dem Wald heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts zu essen, als ein paar kleine Beerlein, die auf der Erde standen.

Als sie am dritten Tage wieder bis zu Mittag gegangen waren, da kamen sie an ein Häuslein, das war ganz aus Brot gebaut und war mit Kuchen gedeckt, und die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns niedersetzen und uns satt essen", sagte Hänsel; „ich will vom Dach essen, iß du vom Fenster, Gretel, das ist fein süß für dich." Wie nun Gretel an dem Zucker knupperte, rief drinnen eine feine Stimme:

„Knupper, knupper, Kneischen!
„Wer knuppert an meinem Häuschen!"

Die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind!
„Das himmlische Kind!"

und aßen weiter. Gretel brach sich eine ganze runde Fensterscheibe heraus, und Hänsel riß sich ein gewaltig Stück Kuchen vom Dach ab. Da ging die Thür auf, und eine steinalte Frau kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig,

daß sie fallen ließen, was sie in Händen hatten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopf und sagte: „Ei, ihr lieben Kinder, wo seid ihr denn hergelaufen? Kommt herein mit mir, ihr sollt's gut haben“, faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse, und dann wurden zwei schöne Bettlein bereitet, da legten sich Hänsel und Gretel hinein und meinten, sie wären wie im Himmel.

Die Alte aber war eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte ihr Brothäuslein nur gebaut, um sie zu locken; und wenn eins in ihre Gewalt kam, da machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Da war sie nun recht froh, wie Hänsel und Gretel ihr zugelaufen kamen. Früh, ehe sie noch erwacht waren, stand sie schon auf, ging an ihr Bettlein und wie sie die zwei so lieblich ruhen sah, freute sie sich und murmelte: „Das wird ein guter Bissen für mich sein!“ Darauf packte sie den Hänsel und steckte ihn in einen kleinen Stall. Wie er nun aufwachte, war er von einem Gitter umschlossen, wie man junge Hühnlein einsperrt, und konnte nur ein paar Schritte gehen. Das Gretel aber schüttelte sie und rief: „Steh auf, du Faulenzerin, hol' Wasser und geh in die Küche und koche was Gutes zu essen; dort steckt dein Bruder in einem Stall, den will ich erst fett machen, und wenn er fett ist, dann will ich ihn essen, jetzt sollst du ihn füttern.“ Gretel erschrak und weinte, mußte aber thun, was die Hexe verlangte. Da ward nun alle Tage dem Hänsel das beste Essen gekocht, daß er fett werden sollte, Gretel aber bekam nichts, als die Krebsschalen, und alle Tage

kam die Alte und sagte: „Hänsel, streck' deine Finger heraus, daß ich fühle, ob du bald fett genug bist.“ Hänsel streckte ihr aber immer ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte und das Knöchlein für Hänsels Finger nahm, verwunderte sich, daß er gar nicht zunehmen wolle.

Nach vier Wochen aber sagte sie eines Abends zu Gretel: „Sei flink, geh und trag Wasser herbei: dein Brüderchen mag nun fett sein oder nicht, morgen will ich es schlachten und sieden; ich will mittlerweile den Teig anmachen, daß wir auch dazu backen können.“ Da ging Gretel mit traurigem Herzen und trug das Wasser, worin Hänsel sollte gesotten werden. Früh morgens mußte Gretel aufstehen, Feuer anmachen und den Kessel mit Wasser aufhängen. „Gib nun acht“, sagte die Hexe, „ich will Feuer in dem Backofen machen und das Brot hineinschieben.“ Gretel stand in der Küche, weinte blutige Thränen und dachte: „Hätten uns doch lieber die wilden Tiere im Walde gefressen, so wären wir zusammen gestorben und müßten nun nicht das Herzeleid tragen, und ich müßte nicht selber das Wasser zu dem Tod meines lieben Bruders sieden. Du lieber Gott, hilf uns armen Kindern aus der Not!“

Da rief die Alte: „Gretel, komm gleich hierher zu dem Backofen!“ Wie Gretel kam, sagte sie: „Guck' hinein, ob das Brot schon hübsch braun und gar ist. Meine Augen sind schwach, ich kann nicht soweit sehen, und wenn du es auch nicht kannst, so setz' dich auf das Brett, so will ich dich hineinschieben, da kannst du darin herumgehen und nachsehen.“ Wenn aber Gretel darin war, da wollte sie zumachen, und Gretel sollte in dem heißen

Ofen backen, und sie wollte es auch aufessen. Das dachte die böse Hexe, und darum hatte sie Gretel gerufen. Gott gab es aber dem Mädchen ein, daß es sprach: „Ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll; zeige mir's erst und setze dich auf, ich will dich hineinschieben.“ Da setzte sich die Alte auf das Brett, und weil sie leicht war, schob Gretel sie hinein, soweit es konnte. Dann machte es geschwind die Thür zu und steckte den eisernen Riegel vor. Nun fing die Alte an in dem heißen Backofen zu schreien und zu jammern, Gretel aber lief fort, und sie mußte elendiglich verbrennen.

Da lief Gretel zum Hänsel, machte ihm sein Thürchen auf und rief: „Spring heraus, Hänsel, wir sind erlöst!“ Da sprang Hänsel heraus wie ein eingesperrtes Vöglein aus dem Bauer. Und sie weinten vor Freude und küßten sich einander. Das ganze Häuschen aber war voll von Edelgesteinen und Perlen, damit füllten sie ihre Taschen, gingen fort und suchten den Weg nach Haus. Sie kamen aber vor ein großes Wasser und konnten nicht hinüber. Da sah das Schwesterchen ein weißes Entchen hin und her schwimmen, dem rief es zu: „Ach, liebes Entchen, nimm uns auf deinen Rücken!“ Als das Entchen das hörte, kam es geschwommen und trug das Gretel hinüber und hernach holte es auch das Hänsel. Danach fanden sie bald ihre Heimat, der Vater freute sich herzlich, als er sie wiedersah, denn er hatte keinen vergnügten Tag gehabt, seit seine Kinder fort waren. Die Mutter aber war gestorben. Nun brachten die Kinder Reichtümer genug mit, und sie brauchten für Essen und Trinken nicht mehr zu sorgen.

Von dem Fischer un siine Fru.

Daar was mal eens een Fischer un siine Fru, de waanten tosamen in'ne Swinbud', dicht an de See — un de Fischer ging alle Dage hen un angelt, un ging he hen lange Tid.

Daar satt he eens an de See bi de Angel, un sach in dat blanke Water, un he sach ümmer na de Angel — daar ging de Angel to Grun'n, deep unner, un as he se heruttreckt, so haalt he eenen groten Butt herut. De Butt sed' to em: „ick bidd di, datt du mi lewen lettst, ick bin keen rechte Butt, ick bin een verwünscht' Prins, sett mi wedder in dat Water un laat mi swemmen." — „Nu", sed' de Mann, „du bruukst nich so veele Woord' to maken, eenen Butt, de spreken kan, hadd ick doch woll swemmen laten." Daar sett't he en wedder in dat Water, un de Butt ging fuurts weg to Grunn un leet eenen langen Stripen Bloot hinner sich.

De Mann averst ging to siine Fru in'ne Swinbud' un vertellt eer, dat he eenen Butt fangen hadd, de hadd to em segt, he weer een verwünscht' Prins, daar hadd he em wedder swemmen laten. „Hest du di den nix wünscht?" sed' de Fru. — „Nee!" sed de Mann, „watt sull ick mi wünschen?" — „Ach!" sed' de Fru, „dat is doch övel, ümmer in'ne Swinbud' to wanen, dat is so stinkig un dreckig hier, ga du noch hen un wünsch uns ne lütte Hütt!" Den Mann was dat nich so recht, doch ging he

hen na de See; un as he hen kamm, so was de See gans geel un grön, da gin he an dat Water staan un sed':

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje! Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, als ick wol will."

Daar kam de Butt answemmen und sed': „Na, wat will se den?" — „Ach!" sed' de Mann, „ick hev di doch fangen hätt, nu sed' mine Fru, ick habb mi doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in'ne Swinbud' wanen, se wull geern ne Hütt hebben." — „Ga man hen", sed' de Butt, „se is all daar in." —

Daar ging de Mann hen, un siine Fru stund in eene Hütt in de Döör un sed' te em: „Kumm man herin; sü, nu is dat doch veel beter!" Un daar was eene Stuwe un Kamer un een Köck daar in, un da achter was een lütte Gaarn mit allerhand Grönigkeiten un een Hoff, da weeren Höner und Aanten. „Ach", sed' de Mann, „nu willn wi vergnögt lewen." — „Ja", sed' de Fru, „wi willn't versöken."

So ging dat nu wol een acht oder veertein Daag, dar sed' de Fru: „Mann! de Hütt wart mi to eng, de Hoff un Gaarn is to lütt, ick will in een grot steenern Slott wanen; ga hen tum Butt, he sall uns een Slott schaffen." — „Ach Fru", sed' de Mann, „de Butt hett uns eerst de Hütt gewen, ick mag nu nich all wedder kamen, den Butt mügt et verdreeten." — „I watt", sed' de Fru, „he kann dat recht good, un deet dat geern, ga du man hen!" Daar ging der Mann hen un siin Hart was em so swar; as he awerst bi de See kam, was dat

Water gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't no still. Dar ging he staan un sed':

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will."

„Na, wat will se denn?" sed' de Butt. — „Ach", sed' de Mann ganz bedrövd, „mine Fru will in een steenern Slott wanen." — „Ga man hen, se steit vör de Döör", sed' de Butt.

Daar ging de Mann hen, un siine Fru stund vör eenen groten Pallast. „Sü, Mann", sed' se, „wat is dat nu schön!" Mit des gingen se tosamen herin, daar weeren so veel Bedeenters, un de Wände weeren alle blank, un goldne Stööl un Dische weeren in de Stuw, un achter dat Slott was een Gaarn un Holt, woll eene halve Miil lang, daar in weren Hirsche, Reeh un Hasen, un up den Hoff Köh- un Peerdställ. „Ach!" sed' de Mann, „nu willn wi ook in dat schöne Slott bliwen un tofreden sin!" — „Dat willn wi uns bedenken", sed' de Fru, „un willn't beschlapen." Mit des gingen se to Bed.

Den annern Morgen waakt de Fru up, dat was all Dag: un seeg uut jem ehr Bedd dat herrliche Land vör sik liggen. De Mann reckd sik noch, da stödd' se eem mit den Ellbagen in de Siid un sed': „Mann, stah up, wi möten König warden över all dat Land." — „Ach! Fru", sed' de Mann, „wat wulln wi König warden, ick mag nich König siin." — „Na, denn will ick König siin." — „Ach! Fru", sed' de Mann, „wo kannst du König sin, de Butt mügt dat nich doon." — „Worum nich?"

sed' de Fru, „ga stracks hen, ick möt König sin.“ Daar ging de Mann un was gans bedrööd, dat siin Fru König warden wull. Un as he an de See kamm, was se all gans swartgrag, un dat Water geert so van unne nup. Daar ging he staan un sed':

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.“

„Na, wat will se denn?“ sed' de Butt. — „Ach!“ sed' de Mann, „mine Fru will König warden.“ — „Ga man hen, se is't all“, sed' de Butt.

Daar ging de Mann hen, un as he na den Pallast kamm, da weren daar so veele Soldaten un Pauken un Trumpeten, un siine Fru satt up eenen hogen Troon van Gold up Demant un had eene grote goldne Kroon up un up beiden Siiden bi eer daar stunden söß Jumfern, ümmer eene eenen Kops lüttjer as de annre. „Ach“, sed' de Mann, „bist du nu König?“ — „Ja“, sed' se, „ick bin König.“ Un as he eer so ne Wile anseen had, so sed' he: „Ach, Fru! wat lett dat schön, wenn du König bist, nu willn wi ook nich meer wünschen.“ — „Nee, Mann“, sed' se un woor gans unruhig, „mir duurt dat all to lang, ick kan dat nich meer uthollen, König bin ick, nu möt ick ook Kaiser warden!“ — „Ach! Fru“, sed' de Mann, „wat wullst du Kaiser warden?“ — „Mann“, sed' se, „ga tum Butt, ick wull Kaiser sin.“ — „Ach! Fru“, sed' de Mann, „Kaiser kann he nich maken, ick mag den Butt dat nicht segen.“ — „Ick bin König“, sed' de Fru, „un du bist min Mann, ga gliik hen!“ Daar

ging de Mann weg, un as he so ging, dacht he: „Dit geit und geit nich good, Kaiser is to unverschamt, de Butt ward am Ende möde.“ Mit des kamm he an de See, dat Water was gans swart un dick, un et ging so een Keekwind äver hen, dat dat sik so köret; daar ging he staan un sed':

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.“

„Na, wat will se denn?“ sed' de Butt. — „Ach“, sed' he, „min Fru will Kaiser warden.“ — „Ga man hen“, sed' de Butt, „se is't all.“

Daar ging de Mann hen, un as he daarkamm, so satt siine Fru up eenen seer hogen Troon, de was van een Stück Gold, un had eene grote Kron up, de was wol twee Ellen hoch, bi eer up de Siiden, dar stunnen de Trabanten, ümmer een lüttjer as de anner, von den allergrötsten Risen bet to den lüttsten Dwark, de was man so lang, as miin lüttje Finger. Vor eer dar stunden so veele Fürsten un Graven, da ging de Mann unner staan un sed': „Fru! bist du nu Kaiser?“ — „Ja“, sed' se, „ick bin Kaiser.“ — „Ach!“ sed' de Mann und sach se so recht an, „Fru, wat lett dat schön, wenn du Kaiser bist.“ — „Mann“, sed' se, „wat steist du daar, ick bin nu Kaiser, nu will ick äwerst ook Pabst warden.“ — „Ach! Fru“, sed' de Mann, „wat wullst du Pabst warden, Pabst is man eenmal in de Christenheit.“ — „Mann“, sed' se, „ick möt hüüt noch Pabst warden.“ — „Ne, Fru“, sed' he, „to Pabst kan de Butt nich maken, dat geit nich

good.“ — „Mann wat Snak, kan he Kaiser maken, kan he ook Pabst maken, ga fuurts hen!“ Daar ging de Mann hen, un em was gans flau, dee Knee un dee Waden slakkerten em, un buten ging de Wind, un dat Water was, as kaakt dat, de Schep schoten in de Noot un dansten un sprungen up de Bülgen, doch was de Himmel in de Midde noch so'n beeten blag, awerst an de Siiden, daar toog dat so recht rood up, as een swaar Gewitter. Da ging he recht vörzufft staan und sed':

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.“

„Na, wat will se denn?“ sed' de Butt. — „Ach!“ sed' de Mann, „miin Fru will Pabst warden.“ — „Ga man hen“, sed' de Butt, „se is't all.“

Daar ging he hen, un as he daar kamm, satt sine Fru up eenen Tron, de was twee Mil' hoch, un had dree groote Kroonen up, un um eer da was so veel van geistlike Staat, un up de Siiden bi eer, daar stunden twee Reegen Lichter, dat grötste so dick un groot as de aller grötste Torm, bet to dat alle lüttste Köken-Licht. „Fru“, sed' de Mann un sach se so recht an, „bist du nu Pabst?“ — „Ja“, sed' se, „ick bin Pabst!“ — „Ach, Fru“, sed' de Mann, „wat lett dat schön, wenn du Pabst bist; Fru, nu wes tofreden, nu du Pabst bist, kannst du nix meer warden.“ — „Dat will ick mi bedenken“, sed de Fru, daar gingen see beede to Bed, awerst se was nich tofreden un de Girigkeit leet eer nich slapen, se dacht ümmer, wat se noch

wol warden wull. Mit des ging de Sünn up; ha, dacht se, as se se ut den Finster so herup kamen sach, kann ick nich ook de Sünn upgaan laten? Daar wurde se so recht grimmig, un stödd eeren Mann an: „Mann, ga hen tum Butt, ick will warden, as de lewe Gott!“ De Mann was noch meist im Slaap, awerst he verschrack sich so, dat he ut den Bed feel. „Ach! Fru“, sed' he, „ga in di un bliw Pabst.“ — „Ne“, sed' de Fru un reet sich dat Liivken up, „wenn ick de Sünn un de Maan upgaan see un kan se nich ook upgaan laten, ick kan dat nich uthollen un hebb kene geruhige Stünd meer: ick möt warden, as de lewe Gott!“ — „Ach, Fru“, sed' de Mann, „dat kan de Butt nich, Kaiser un Pabst kan he maken, awerst dat kan he nich.“ — „Mann“, sed' se un sach so recht gräsig ut, „ick will warden as de lewe Gott, ga gliik hen to'm Butt.“

Dat fuur den Mann so dörch de Gleder, dat he bewt vör Angst; buten awer ging de Storm, dat alle Böme un Felsen umweigten, un de Himmel wás gans swart, un dat dunnert un blitzt; daar sach man in de See so swarte hoge Bülgen as Barg' un hadden baben all eene witte Kroon van Schuum up, da sed' he:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilsebill,
will nich so, as ick wol will.“

„Na, wat will se denn?“ sed' de Butt. — „Ach!“ sed' he, „se will warden as de lewe Gott.“ — „Ga man hen, se sitt all wedder in'ne Swinbud'.“ Daar sitten se noch hür up dissen Dag.

Die drei Männlein im Walde.

Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann; und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren miteinander bekannt, gingen zusammen spazieren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „Hör', sag' deinem Vater, ich wollt' ihn heiraten, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich in Wasser waschen und Wasser trinken." Das Mädchen ging nach Hause und erzählte seinem Vater, was die Frau gesprochen hatte. Der Mann sprach: „Was soll ich thun? Das Heiraten ist eine Freude und auch eine Qual!" Endlich zog er seinen Stiefel aus und sagte: „Nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch; geh damit auf den Boden, häng' ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser, so will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, so will ich nicht." Das Mädchen that, wie ihm geheißen war; aber das Wasser zog das Loch zusammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Nun meldete es seinem Vater, wie's ausgefallen war; er stieg selbst

hinauf, und als er sah, daß es seine Richtigkeit hatte, ging er zu der Witwe und freite sie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich aufmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb's. Die Frau ward ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich war.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Thal vollgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief dann das Mädchen und sprach: „Da zieh das Kleid an und geh in den Wald und hole mir ein Körbchen voll Erdbeeren, ich habe Lust danach.“ „Ei, du lieber Gott“, sagte das Mädchen, „im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Wie soll ich in dem Kleide gehen? Es ist draußen so kalt, daß einem der Atem friert, da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mir's vom Leib.“ „Willst du mir noch widersprechen?“ sagte die Stiefmutter, „mach, daß du fortkommst und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren



Die drei Männlein im Walde.

hast." Dann gab sie ihm noch ein Stück hartes Brot und sprach: „Davon kannst du für den Tag essen"; und dachte, draußen wird's verfrieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen."

Nun war das Mädchen gehorsam, that das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite und kein grünes Hälmchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Häuschen, daraus guckten drei kleine Haule-Männerchen, denen wünschte es die Tageszeit und klopfte an der Thür. Sie riefen: herein! und es ging in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen, da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haule-Männerchen sprachen: „Gib uns auch etwas davon." „Gern", sprach es, teilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie sprachen: „Was willst du zur Winterzeit in deinem Kleidchen hier im Wald?" „Ach", antwortete es, „ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen und darf nicht eher nach Haus kommen, als wenn ich es mitbringe." Als es nun sein Brot gegessen, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „Damit kehre an der Hinterthür den Schnee weg." Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns geteilt hat?" Da sagte der erste: „Ich schenk' ihm, daß es jeden Tag schöner wird." Der zweite sprach: „Ich schenk' ihm, daß die Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, so oft es ein Wort spricht." Der dritte sprach: „Ich schenk' ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin macht."

Das Mädchen aber kehrte mit dem Besen der Haule-

Männerchen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg und fand darunter alles rot von schönen, reifen Erdbeeren. Da raffte es in einer Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, nahm Abschied von ihnen und lief nach Haus und wollte es der Stiefmutter bringen. Und wie es eintrat und „guten Abend“ sagte, fiel ihm schon ein Goldstück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald das ganze Haus reich wurde. Die Stiefschwester aber wurde neidisch darüber und lag der Mutter beständig an, daß sie es auch in den Wald schicken möchte; die wollte aber nicht und sprach: „Nein, mein liebes Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir verfrieren.“ Weil es sie aber stets plagte und ihr keine Ruhe ließ, gab sie endlich ihren Willen, nähte ihm aber vorher einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade nach dem kleinen Häuschen. Die drei kleinen Haule-Männer guckten wieder daraus, aber es grüßte sie nicht, ging ohne weiteres zur Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gib uns doch davon“, riefen die Kleinen, aber es antwortete: „Das schickt mir selber nicht, wie sollt' ich andern noch davon abgeben!“ Wie es nun fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „Da hast du einen Besen, kehr' uns vor der Hinterthür rein.“ „Ei, kehrt euch selber“, antwortete es, „ich bin eure Magd nicht.“ Wie es sah, daß sie ihm nichts schenken wollten, ging es zur Thür hinaus. Da

sprachen die kleinen Männer untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so unartig ist und ein böses, neidisches Herz hat, das niemand etwas gönnt!“ Der erste sprach: „Ich schenk' ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird.“ Der zweite sprach: „Ich schenk' ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es spricht, eine Kröte aus dem Mund springt.“ Der dritte sprach: „Ich schenk' ihm, daß es eines unglücklichen Todes stirbt.“ Das Mädchen suchte draußen Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund aufthat und seiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da sprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, so daß alle einen Abscheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid anthun wollte, die doch alle Tage an Schönheit zunahm. Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und sott Garn darin. Als es gesotten war, gab sie es dem armen Mädchen und eine Axt dazu, damit sollte es auf den gefrorenen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn schlittern. Es war gehorsam, ging hin und haute ein Loch in das Eis. Mitten im Hauen aber kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König saß. Der hielt still und sagte: „Mein Kind, was machst du da?“ „Ich bin ein armes Mädchen und schlittere Garn.“ Da wurde der König mitleidig, und als er sah, wie es so gar schön war, sprach er: „Willst du mit mir fahren?“ „Ach ja, von Herzen gern“, antwortete es; denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn. Als die Stiefmutter, die gehört hatte, was für Glück ihm zu teil geworden, das vernahm, so kam sie mit ihrer Tochter gegangen und that, als wollten sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib sie am Kopf, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Strom. Dann nahm die Alte ihre häßliche Tochter, legte sie ins Bett und deckte sie bis über den Kopf zu. Als der König wieder zurückkam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „Still, still! jetzt geht das nicht, sie liegt in großem Schweiß, Ihr müßt sie heute ruhen lassen.“ Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm antworten mußte, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem großen Schweiß gekriegt und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse geschwommen kam und sprach:

„König, was machst du?
Schläfst du, oder wachst du?“

Und als er keine Antwort gab, sprach sie:

„Was machen meine Gäste?“

Da antwortete der Küchenjunge:

„Sie schlafen feste.“

Fragte sie weiter:

„Was macht mein Kindelein?“

Antwortete er:

„Es schläft in der Wiege fein.“

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gosse fort. So kam sie zwei Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „Geh und sage dem König, daß er das Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal schwingt über mir.“ Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang's dreimal über dem Geist, und beim dritten Mal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude und hielt die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: „Was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirft?“ „Ei“, antwortete die Alte, „daß sie in ein Faß gesteckt wird, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser gerollt.“ Da ließ der König ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekullert, bis es in den Fluß rollte.

Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, dachte er, kannst du ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel. „Ach“, sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da habe ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „Weißt du was“, sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden; geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen.“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze auf dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?“ sprach der Esel. „Ei“, antwortete die Katze,

„wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht; weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich hab' mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer; wo soll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze war's zufrieden und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein", sprach der Esel, „was hast du vor?" „Da hab' ich gut Wetter prophezeit", sprach der Hahn, „weil unsrer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut' abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus vollem Hals, solang ich noch kann." „Ei was, du Rotkopf", sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen; etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen

großen Baum, und die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn flog bis in die Spitze, wo's am sichersten für ihn war, und sah sich, ehe er einschlief, noch einmal nach allen vier Winden um. Da deuchte ihn, er säh' in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht"; und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut!" Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." „Das wäre was für uns", sprach der Hahn. „Ja, Ja, ach wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie's anzufangen wäre, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesamt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen; der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend nieder=

fielen. Die Räuber, die schon über das entsetzliche Geschrei erschrocken waren, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und entflohen in größter Furcht in den Wald. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thür, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in das Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihm ins Bein, und als er über den Hof an dem Miste vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß, der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken

herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ih langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der T steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins B gestochen, und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, hat mit einer Holzkeule auf mich los geschlagen, und oben dem Dach, da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir Schelm her! Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie n wieder heraus wollten, und der das zuletzt erzählt hat, dem der Mund noch warm.



Die kluge Else.

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die kluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: „Wir wollen sie heiraten lassen.“ „Ja“, sagte die Mutter, „wenn nur einer käme, der sie haben wollte.“ Endlich kam von weither einer, der hieß Hans und hielt um sie an unter der Bedingung, daß die kluge Else auch recht gescheit wäre. „O“, sprach der Vater, „die hat Zwirn im Kopf“, und die Mutter sagte: „Ach, die sieht den Wind auf der Gasse laufen und hört die Fliegen husten.“ „Ja“, sprach der Hans, „wenn sie nicht recht gescheit ist, so nehm' ich sie nicht.“ Als sie nun zu Tische saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: „Else, geh in den Keller und hole Bier.“ Da nahm die Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vors Faß, damit sie sich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken nicht etwa weh thäte und unverhofften Schaden nähme. Dann that sie die Kanne vor sich und drehte den Hahn auf, und während der Zeit, daß das Bier hineinlief, wollte sie doch

ihre Augen nicht müßig lassen und sah oben an die Wand hinauf und erblickte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhacke gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten stecken lassen. Da fing die kluge Else an zu weinen und sprach: „Wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind und das ist groß und wir schicken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's tot!"

Da blieb sie sitzen und weinte aus Jammer über das bevorstehende Unglück. Die oben saßen, warteten auf den Trunk, aber die kluge Else kam immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Magd ging und fand sie vor dem Faß sitzend und laut schreiend. „Else, was weinst du?" fragte die Magd. „Ach", antwortete sie, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm vielleicht die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's tot." Da sprach die Magd: „Was haben wir für eine kluge Else!" setzte sich zu ihr und fing auch an über das Unglück zu weinen. Über eine Weile, als die Magd nicht wiederkam und die droben durstig nach dem Trank waren, sprach der Mann zum Knecht: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else und die Magd bleiben." Der Knecht ging hinab, da saß die kluge Else und die Magd und weinten beide zusammen; da fragte er: „Was weint ihr denn?" „Ach", sprach die Else, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind und das

ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt's tot." Da sprach der Knecht: „Was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich zu ihr und fing auch an, laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht; als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur Frau: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Frau ging hinab, fand alle drei in Wehklagen und fragte nach der Ursache; da erzählte ihr die Else auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhacke totgeschlagen werden, wenn es erst groß wäre und Bier zapfen sollte, und die Kreuzhacke fiele herab. Da sprach die Mutter gleichfalls: „Ach, was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich hin und weinte mit. Der Mann oben wartete auch ein Weilchen, als aber seine Frau nicht wiederkam und sein Durst immer stärker ward, sprach er: „Ich muß nur selber in den Keller gehen und sehen, wo die Else bleibt." Als er aber in den Keller kam, und alle da bei einander saßen und weinten und er die Ursache hörte, daß das Kind der Else schuld wäre, das sie vielleicht einmal zur Welt brächte und von der Kreuzhacke könnte totgeschlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herabfiele, darunter säße Bier zu zapfen, da rief er: „Was für eine kluge Else!" setzte sich hin und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein. Da niemand wiederkommen wollte, dachte er: „Sie werden unten auf dich warten; du mußt auch hingehen und sehen, was sie vorhaben." Als er hinabkam, saßen da fünfe und schrieen und jammerten ganz erbärmlich, einer immer besser als der andre. „Ei, was für ein Unglück

ist denn geschehen?“ fragte er. „Ach, lieber Hans“, sprach die Else, „wann wir einander heiraten und haben ein Kind und es ist groß und wir schicken's vielleicht hierher Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhacke, die da oben ist stecken geblieben, wenn sie herabfallen sollte, den Kopf zerschlagen, daß es liegen bleibt; sollen wir da nicht weinen?“ „Nun“, sprach Hans, „mehr Verstand ist für meinen Haushalt nicht nötig; weil du so eine kluge Else bist, so will ich dich haben“, packte sie bei der Hand, nahm sie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr.

Als sie der Hans eine Weile hatte, sprach er: „Frau, ich will ausgehen arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und schneid' das Korn, daß wir Brot haben.“ „Ja, mein lieber Hans, das will ich thun.“ Nachdem der Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei und nahm ihn mit ins Feld. Als sie vor den Acker kam, sprach sie zu sich selbst: „Was thu' ich? Schneid' ich eh'r oder eß ich eh'r? Hei, ich will erst essen!“ Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus, und als sie dick satt war, sprach sie wieder: „Was thu' ich? Schneid' ich eh'r oder schlaf' ich eh'r? Hei, ich will erst schlafen!“ Da legte sie sich ins Korn und schlief ein. Der Hans war längst zu Haus, aber die Else wollte nicht kommen; da sprach er: „Was habe ich für eine kluge Else, die ist so fleißig, daß sie nicht einmal nach Haus kommt und ißt.“ Als sie aber noch immer ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte sehen, was sie geschnitten hätte, aber es war nichts geschnitten, sondern sie lag im Korn und schlief. Da eilte Hans geschwind heim, holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen und hängte es um sie herum,

und sie schlief noch immer fort. Dann lief er heim, setzte sich auf seinen Stuhl und schloß die Hausthür zu. Endlich, wie es schon ganz dunkel war, erwachte die kluge Else und als sie aufstand, rappelte es um sie herum bei jedem Schritt, den sie that. Da erschrak sie und ward irre, ob sie auch wirklich die kluge Else wäre, und sprach: „Bin ich's oder bin ich's nicht?" Sie wußte aber nicht, was sie darauf antworten sollte, und stand eine Zeitlang zweifelhaft; endlich dachte sie: „Ich will nach Haus gehen und fragen, ob ich's bin oder nicht; die werden's ja wissen." Da lief sie vor ihre Hausthür, die war verschlossen; also klopfte sie an das Fenster und rief: „Hans, ist die Else drinnen?" „Ja", antwortete der Hans, „sie ist drinnen." Da war sie erschrocken und sprach: „Ach Gott, dann bin ich's nicht!" und ging vor eine andre Thür, aber als die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten sie nicht aufmachen, und so ging's ihr überall. Da lief sie fort zum Dorf hinaus, und niemand hat sie bis zum heutigen Tag wiedergesehen.



Daumesdick.

Es war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ist's so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ist's so laut und lustig!“ „Ja“, antwortete die Frau und seufzte und sprach: „Wenn's nur ein einziges wäre und wenn's auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt' ich schon zufrieden sein; wir hätten's doch von Herzen lieb.“ Nun geschah es, daß die Frau einige Zeit hernach wirklich ein Kind bekam, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist doch, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein!“ und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließen's nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war, doch schaute es verständig aus den Augen und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfing.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen; da sprach er so vor sich hin: „Nun wollt'

ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte." „O, Vater", rief Daumesdick, „das will ich schon ausrichten, der Wagen soll zur bestimmten Zeit im Wald sein." Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen? Du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten." „Das thut nichts, Vater! Wenn nur die Mutter anspannen will, ich setz' mich dem Pferd ins Ohr und sag' ihm, wie es gehen soll." „Nun", antwortete der Vater, „einmal wollen wir's versuchen." Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte den Daumesdick dem Pferd ins Ohr. Darauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte: „Jüh und hoh, hott und har!" Nun es ging ganz ordentlich, als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, daß, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine: „Har! har!" rief, zwei fremde Männer daher kamen. „Mein", sprach der eine, „was ist das? Da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu und ist doch nicht zu sehen!" „Das geht nicht mit rechten Dingen zu", sagte der andre, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält." Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und zu dem Platz, wo das Holz gehauen wurde. Als Daumesdick seinen Vater erblickte rief er ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen; nun hole mich herunter." Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der

eine den andern beiseite und sprach: „Hör', der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen ließen: wir wollen ihn kaufen." Sie gingen zu dem Bauer und sprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er soll's gut bei uns haben." „Nein", antwortete der Vater, „mein Herzblatt ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil." Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinaufgekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zu dir kommen." Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willst du sitzen?" sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab spazieren wie auf einer Galerie und die Gegend betrachten." Sie thaten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen, machten sie sich mit ihm fort. So gingen sie, bis es Abend und dämmerig ward, da sprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es ist nötig." „Bleib nur droben", sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, „ich will mir nichts daraus machen; die Vögel lassen mir auch manchmal etwas darauf fallen." „Nein", sprach Daumesdick, „ich weiß auch, was sich schickt; hebt mich nur geschwind herab." Der Mann nahm den Hut ab und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg. Da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her und schlüpfte dann auf einmal in ein Mauseloch, das er sich gesucht hatte. „Guten Abend, ihr Herren, ihr habt mich gehabt", rief er heraus. Sie liefen herbei, stachen mit Stöcken

in die Höhlung, aber das war vergebliche Mühe; Daumesdick kroch immer weiter zurück. Bald auch war es stichdunkel, so daß sie voll Ärger und mit leerem Beutel wieder heim wandern mußten.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unterirdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Dunkelheit so gefährlich zu gehen“, sprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!“ Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus: „Gottlob! da kann ich die Nacht sicher zubringen!“ und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorübergehen, davon sprach der eine: „Wie wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen?“ „Das könnt' ich dir sagen“, sprach Daumesdick dazwischen. „Was war das!“ rief der eine Dieb erschrocken, „ich hörte jemand sprechen.“ Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen.“ „Wo bist du denn?“ „Sucht nur hier auf der Erde und merkt, wo die Stimme herkommt“, antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen!“ sprachen sie. „Seht“, antwortete er, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein und reiche euch heraus, was ihr haben wollt.“ „Nun“, sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst.“ Als sie bei dem Pfarrhaus waren, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Die Diebe erschraken und sagten: „So sprich doch leise, damit niemand

aufwacht.“ Aber Daumesdick that, als hätte er sie nicht verstanden, und schrie von neuem: „Was wollt ihr? Wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Mut, dachten, der kleine Kerl will uns necken, kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „Nun mach' Ernst und reich' uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte nun die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thür herein. Die Diebe gingen los und rannten, als wäre Feuer hinter ihnen, die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzuzünden. Wie sie damit kam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune; die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen darin gefunden, da wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heimgehen. Aber was mußte er nicht für andre Dinge erfahren! Ja, es gibt viel Trübsal und Not auf der Welt! Die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett, um das Vieh zu füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief

aber so fest, daß er nichts gewahr wurde und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott“, rief er, „wie bin ich in die Walkmühle geraten!“ Aber er merkte bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zerdrückt wurde, und danach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In diesem Stübchen sind die Fenster vergessen“, sprach er, „und bricht keine Sonne hindurch; ein Licht wird auch nicht wohl zu haben sein!“ Überhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das Schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür hinein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein neues Futter mehr! Bringt mir kein neues Futter mehr!“ Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet.“ Der Pfarrer antwortete der Magd: „Du bist verrückt!“ ging aber doch selbst in den Stall, nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „Bringt mir kein neues Futter mehr! Bringt mir kein neues Futter mehr!“ Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist in das Tier gefahren, und hieß die Kuh töten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, hinaus auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich herauszuarbeiten,

aber das war nicht leicht. Endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam; aber, als er eben sein Häuptlein heraussteken wollte, kam das Unglück von neuem: ein Wolf sprang vorbei und verschlang den ganzen Magen mit einem hungrigen Schluck. Daumesdick verlor den Mut nicht; vielleicht, dachte er, läßt der Wolf mit sich reden, und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß.“ „Wo ist der zu holen?“ sprach der Wolf. „In dem und dem Hause, da mußt du durch die Gosse hineinkriechen und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, soviel du essen willst“, und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gosse hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Daumesdick hatte eben darauf gerechnet und fing nun an, in dem Leib des Wolfs einen gewaltigen Lärm zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du still sein!“ sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf.“ „Ei was“, antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen!“ und fing von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachten nun sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, erschraken sie, und der Mann holte die Axt und die Frau die Sense. „Bleib dahinten“, sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wann ich ihm einen Schlag gegeben und er ist noch nicht tot, daß du auf ihn hauest und ihm den Leib zerschneidest.“ Da hörte Daumesdick

die Stimme seines Vaters und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs!“ Sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebstes Kind hat sich wieder gefunden“, und hieß die Frau die Sense wegthun, damit es nicht beschädigt würde. Danach holte er aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er tot niederstürzte; dann suchten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen ihr liebes Kind wieder hervor. „Ach“, sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!“ „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!“ „Wo bist du denn all gewesen?“ „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und eines Wolfes Wanst: nun bleibe ich bei euch.“ „Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder.“ Da herzten und küßten sie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu essen und zu trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn seine waren ihm auf der Reise verdorben.



Aschenputtel.

Einem reichen Mann wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel herab auf dich blicken und um dich sein.“ Darauf that sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus auf ihr Grab und weinte und blieb fromm und gut.

Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahre es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andre Frau. Die Frau hatte zwei Töchter, die sie mit ins Haus brachte, und die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Was will der Unnütz in den Stuben“, sprachen sie, „wer Brot essen will, muß es erst verdienen, fort mit der Küchenmagd!“ Da nahmen ihm die Schwestern seine schönen Kleider, gaben ihm einen alten grauen Kittel anzuziehen und hölzerne Schuhe. Dann lachten sie es aus: „Seht

einmal die stolze Prinzessin, wie fein sie geputzt ist!" und führten es in die Küche. Nun mußte es vom Morgen bis Abend die schwerste Arbeit thun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Dabei thaten ihm die Schwestern alles Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es müde war, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben dem Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Nun trug es sich zu, daß der Vater einmal auf die Messe ziehen wollte. Da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider", sagte die eine, und „Perlen und Edelsteine" die zweite. „Nun und du, Aschenputtel", sprach er, „was willst du haben?" „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt", antwortete Aschenputtel. Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern die Kleider, Perlen und Edelsteine. Auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel nahm es, ging damit zu seiner Mutter Grab, pflanzte es darauf und weinte so sehr, daß das Reis von seinen Thränen begossen ward. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter weinte und betete; und allemal kam ein Vöglein auf den Baum,

und wenn Aschenputtel sich etwas wünschte, gab das Vöglein es ihm.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen waren, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen könnte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch hingehen sollten, waren guter Dinge; sie riefen Aschenputtel und sprachen: „Nun kämm' uns die Haare, bürst' uns die Schuhe und schnall' uns die Schnallen: wir tanzen auf des Königs Fest." Aschenputtel that das, es weinte jedoch, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter gar sehr, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel", sprach die, „hast nichts am Leib und hast keine Kleider und kannst nicht tanzen und willst zur Hochzeit!" Als es aber noch weiter bat, sprach sie endlich: „Ich will dir eine Schüssel Linsen in die Asche schütten, und wenn du die in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen." Nun schüttete sie ihm die Linsen in die Asche, das Mädchen aber ging vor die Hinterthür nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

„Die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen!"

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit dem

Köpfchen und fingen an: Pik, pik! Pik, pik! und da fingen die übrigen auch an: Pik, pik! Pik, pik! und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Wie eine Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter und freute sich und glaubte, nun mit auf die Hochzeit gehen zu dürfen. Aber sie sprach: „Nein, du Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, du sollst nicht mitgehen.“ Als es nun jämmerlich weinte, sprach sie: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen“, und dachte dabei, das kann es nimmermehr. Nun schüttete sie zwei Schüsseln Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging vor die Hinterthür nach dem Garten zu und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

„Die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an: Pik, pik! Pik, pik! und da fingen die übrigen auch an: Pik, pik! Pik, pik! und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und ehe eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus; da brachte es der Stiefmutter die Schüsseln und freute sich und glaubte nun mitgehen zu dürfen. Aber sie sprach: „Es hilft alles nichts,

du kommst nicht mit! Du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner nur schämen." Darauf ging sie mit ihren zwei Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich,
wirf Gold und Silber über mich!"

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Das zog es in aller Eile an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müßt ein fremdes Königsfräulein sein, so schön sah es in den reichen Kleidern aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und glaubten, es läge daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein andrer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."

Es tanzte, bis Abend war, da wollte es nun nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich", denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er: „Sollte es Aschenputtel sein?" und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte; aber es war niemand darin.



Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und sein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein. Denn es war geschwind durch das Taubenhaus gesprungen und zu dem Haselbäumchen gegangen: da hatte es die schönen Kleider ausgethan und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, Aschenputtel aber hatte sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich,
wirf Gold und Silber über mich!“

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Als es damit auf die Hochzeit kam, erstaunte jedermann über seine Schönheit, der Königssohn aber hatte schon gewartet, bis es kam; er nahm es bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte das Mädchen fort, und der Königssohn ging mit und wollte sehen, in welches Haus es ginge; aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner, großer Birnbaum voll herrlichem Obst, auf den stieg es gar behend, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, daß es auf den Birnbaum gesprungen ist.“ Der Vater dachte: „Sollte

es Aschenputtel sein?" ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie gewöhnlich, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wiedergebracht und sein grau Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttle dich und schüttle dich,
wirf Gold und Silber über mich!"

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig, wie es noch keins gehabt, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten; der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: „Es ist meine Tänzerin."

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es sprang ihm so rasch, daß es nicht folgen konnte. Doch verlor es seinen linken Pantoffel, denn der Königssohn hatte Pech auf die Treppe streichen lassen, und daran blieb er hängen. Nun nahm er den Schuh und der war gar klein und zierlich und ganz golden. Am andern Tag ging er damit zu dem Mann und sagte: „Die, welcher dieser goldene Schuh paßt, die soll meine Gemahlin werden." Da freuten sich die beiden Schwestern, weil sie schöne

Füße hatten. Die Älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen und der Schuh war ihr zu klein; da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau' die Zehe ab; wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte nun den Fuß in den Schuh hinein und ging zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut auf sein Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Haselbäumchen, das auf dem Grabe stand, vorbei; da saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck! Rucke di guck!
Blut ist im Schuck (Schuh),
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim!“

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Nun wendete er sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte: „Das ist nicht die rechte, die andre Schwester soll den Schuh anziehen.“ Sie ging in die Kammer und kam mit den Zehen in den Schuh, aber hinten die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau' ein Stück von der Ferse ab, wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh und ging heraus zum Königssohn. Der nahm sie als seine Braut auf sein Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an

dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck! Rucke di guck!
Blut ist im Schuck,
der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim!“

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder zurück. „Das ist nicht die rechte“, sprach er, „habt Ihr keine andre Tochter?“ „Nein“, sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines, garstiges Aschenputtel da, das kann aber nicht die Braut sein.“ Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.“ Er aber wollte es durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Nun streifte es den schweren Holzschuh vom linken Fuß ab, setzte diesen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig, so stand es darin, als wäre er ihm angegossen. Und als es sich aufbückte, erkannte er es im Angesicht und sprach: „Das ist die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschraken und wurden bleich vor Ärger, aber er nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck! Rucke di guck!
Kein Blut im Schuck,
der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim!“

Und als sie das gerufen, kamen sie beide hergeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andre links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und an seinem Glück teilnehmen. Als es nun zur Kirche ging, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite, da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus, hernach als sie herausging, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andre Auge aus, und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.



Daumerlings Wanderschaft.

Ein Schneider hatte einen Sohn, der war klein geraten und nicht größer als ein Daumen, darum hieß er der Daumerling. Er hatte aber Kourage im Leibe und sagte zu seinem Vater: „Vater, ich soll und muß in die Welt hinaus.“ — „Recht, mein Sohn“, sprach der Alte, nahm eine Stopfnadel und machte am Licht einen Knoten von Siegellack daran: „Da hast du auch einen Degen mit auf den Weg.“ Nun wollte das Schneiderlein noch einmal mitessen und ging in die Küche, um zu sehen, was die Frau Mutter zuguterletzt gekocht hätte. Es war aber eben angerichtet, und die Schüssel stand auf dem Herd. Da sprach es: „Nun, was essen wir heute?“ „Sieh selbst zu“, sagte die Mutter. Da sprang es auf den Herd und guckte in die Schüssel; weil es aber den Hals zu weit hineinstreckte, faßte es der Dampf von der Speise und trieb es zum Schornstein hinaus, bis es endlich wieder herabsank. So kam das Schneiderlein in die Welt hinein, zog umher und ging bei einem Meister in die Arbeit; da war ihm aber das Essen nicht gut genug. „Frau Meisterin, wenn Sie uns kein besseres Essen gibt“, sagte der Daumerling, „gehe ich fort und schreibe morgen früh mit

Kreide an Ihre Hausthür: Kartoffeln zu viel, Fleisch zu wenig, adieu, Herr Kartoffelkönig!" — „Was willst du wohl, du Hüpferling", sagte die Meisterin, ward böse, ergriff einen Lappen und wollte losschlagen. Mein Schneiderlein aber kroch behende unter den Fingerhut, guckte unten hervor und streckte der Frau Meisterin die Zunge heraus. Sie hob schnell den Fingerhut auf und wollte ihn packen, aber der Daumerling hüpfte in die Lappen, und wie die Meisterin die Lappen auseinander warf und ihn suchte, machte er sich in den Tischritz: „He! he! Frau Meisterin", rief er und steckte den Kopf in die Höhe, und wenn sie zuschlagen wollte, sprang er immer in die Schublade hinunter. Endlich aber erwischte sie ihn doch und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wanderte und kam in einen großen Wald; da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die hatten vor, des Königs Schatz zu bestehlen. Als sie das Schneiderlein sahen, dachten sie: „So ein Instrument kann uns viel nützen, der kann durch ein Schlüsselloch kriechen und als Dietrich dienen." „Heda", rief einer, „du gewaltiger Kerl, willst du mit zur Schatzkammer gehen? Du kannst dich hineinschleichen und das Geld herauswerfen." Der Daumerling besann sich, endlich sagte er Ja und ging mit zu der Schatzkammer. Da besah er die Thür oben und unten, ob kein Ritz darin wäre. Nicht lange, da fand er einen, breit genug, um ihn einzulassen, und wollte gleich einsteigen. Aber die eine Schildwache bemerkte ihn und sprach zur andern: „Was kriecht da für eine garstige Spinne? Die will ich tottreten." — „Ei, laß doch das arme Tier gehen", sagte die

8*

andre, „es hat dir ja nichts gethan." Nun kam der Daumerling durch den Ritz glücklich in die Schatzkammer, machte das Fenster, unter welchem die Räuber standen, auf und warf ihnen einen Thaler nach dem andern hinaus. Als das Schneiderlein in der besten Arbeit war, hörte es den König kommen, der seine Schatzkammer besehen wollte, und es mußte sich einstweilen verkriechen. Der König merkte, daß viel harte Thaler fehlten, konnte aber nicht begreifen, wer es sollte gestohlen haben, da die Schlösser und Riegel in gutem Stand waren und alles wohl verwahrt schien. Da ging er wieder fort und sprach zu den zwei Wachen: „Habt acht, es ist einer hinter dem Geld!" Als der Daumerling nun seine Arbeit von neuem anfing, hörten sie das Geld drinnen sich regen und klingen: klipp, klapp! klipp, klapp! sprangen geschwind hinein und wollten den Dieb greifen. Aber das Schneiderlein, das sie kommen hörte, war noch geschwinder, sprang in eine Ecke und deckte einen Thaler über sich, so daß nichts von ihm zu sehen war, dabei neckte es die Wachen und rief: „Hier bin ich!" Die Wachen liefen dahin, wie sie aber ankamen, war es schon in eine andre Ecke unter einen Thaler gehüpft und rief: „He! hier bin ich!" Die Wachen sprangen eilends zurück, es war aber längst in einer dritten Ecke und rief: „He! hier bin ich!" Und so hatte es sie zu Narren und trieb sie so lange in der Schatzkammer herum, bis sie müde waren und davongingen. Nun warf es die Thaler nach und nach alle hinaus und den letzten schnellte es mit aller Macht, hüpfte dann selber noch behendiglich darauf und flog damit durchs Fenster hinab. Die Räuber machten ihm große Lobsprüche: „Du bist ein

großer Held“, sagten sie, „willst du unser Hauptmann werden?“ Daumerling bedankte sich aber und sagte, es müßte erst die Welt sehen. Sie teilten nun die Beute, das Schneiderlein aber wollte nur einen Kreuzer, weil es nicht mehr tragen konnte.

Darauf schnallte es seinen Degen wieder um den Leib, sagte den Räubern guten Tag und nahm den Weg zwischen die Beine. Bei etlichen Meistern ging es in Arbeit, endlich aber, weil's mit dem Handwerk nicht recht fort wollte, verdingte es sich als Hausknecht in einen Gasthof. Die Mägde aber konnten es nicht leiden, denn es sah alles, was sie heimlich thaten, ohne daß sie es sehen konnten, und gab es bei der Herrschaft an, was sie sich von den Tellern weggenommen und aus dem Keller für sich mitgebracht hatten. Da sprachen sie: „Warte, wir wollen dir's auch einmal eintränken“, und verabredeten untereinander, ihm einen Schabernack anzuthun. Als die eine nun im Garten mähte und den Daumerling da herumspringen und an den Kräutern hinauf- und hinabkriechen sah, mähte sie ihn mit dem Grase schnell zusammen, band alles in ein großes Tuch und warf es daheim den Kühen vor. Nun war eine große schwarze darunter, die verschluckte ihn mit, ohne ihm weh zu thun; da unten gefiel's ihm aber schlecht, denn es war ganz finster und brannte da kein Licht. Als die Kuh gemelkt wurde, da rief er:

„Strip, strap, stroll,
ist der Eimer bald voll?“

Aber über dem Melken wurde er nicht verstanden. Hernach trat der Hausherr in den Stall und sprach: „Morgen soll die

Kuh da geschlachtet werden.“ Da ward dem Daumerling angst, daß er laut rief: „Ich bin ja hier!“ Der Herr hörte ihn wohl, wußte aber nicht, wo die Stimme herkam, und sprach: „Wo bist du?“ „Ei, in der schwarzen“, antwortete er, aber der Herr verstand nicht, was das heißen sollte, und ging fort.

Am andern Morgen wurde die Kuh geschlachtet, glücklicherweise traf bei dem Zerhacken und Zerlegen den Daumerling kein Hieb, aber er geriet unter das Wurstfleisch. Wie nun der Metzger herbeitrat und seine Arbeit anfing, schrie er aus Leibeskräften: „Hackt nicht zu tief! Hackt nicht zu tief! Ich stecke ja drunter!“ Vor dem Lärmen aber hörte das kein Mensch. Da hatte der arme Daumerling nun seine Not, aber die Not macht Beine, und da sprang er so behend zwischen den Hackmessern durch, daß ihn keins anrührte und er mit heiler Haut davonkam. Aber entspringen konnte er auch nicht, es war keine andre Auskunft, er mußte sich mit den Speckbrocken in eine Blutwurst hinunterstopfen lassen. Da war das Quartier etwas eng, und dazu ward er noch in den Schornstein zum Räuchern aufgehängt, wo ihm Zeit und Weile gewaltig lang wurden. Endlich im Winter wurde er heruntergeholt, weil die Wurst einem Gast vorgesetzt werden sollte. Als sie nun die Frau Wirtin in Scheiben schnitt, nahm er sich in acht, daß er den Kopf nicht zu weit vorstreckte, damit ihm etwa der Hals nicht mit abgeschnitten würde, endlich ersah er seinen Vorteil, machte sich Luft und sprang heraus.

In dem Hause aber, wo es ihm so übel ergangen war, mochte das Schneiderlein nicht länger bleiben, sondern es begab

sich gleich wieder auf die Wanderung. Aber als es durch ein Feld ging, kam es einem Fuchs in den Weg, der schnappte es in Gedanken auf. „Ei, Herr Fuchs", rief's Schneiderlein, „ich bin's ja, der in Euerm Hals steckt, laßt mich wieder frei." „Du hast recht", antwortete der Fuchs, „an dir habe ich doch soviel als nichts; versprichst du mir die Hühner in deines Vaters Hof, so will ich dich los lassen." „Von Herzen gern", antwortete der Daumerling, „die Hühner sollst du alle haben; das gelobe ich dir." Da ließ ihn der Fuchs wieder los und trug ihn selber heim. Als der Vater sein Söhnlein wiedersah, gab er dem Fuchs gern die Hühner. „Dafür bring ich dir auch ein schönes Stück Geld mit", sprach der Daumerling zu seinem Vater und reichte ihm den Kreuzer, den er auf seiner Wanderschaft erworben hatte.

„Warum aber hat der Fuchs die armen Piephühner zu fressen gekriegt?" — „Ei, du Närrchen, deinem Vater wird ja wohl sein Kind lieber sein, als die Hühner auf dem Hof."



Fitchers-Vogel.

Es war einmal ein Hexenmeister, der nahm die Gestalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuser und bettelte und fing die schönen Mädchen. Kein Mensch wußte, wo er sie hinbrachte, denn sie kamen nimmermehr wieder zum Vorschein. Nun trat er auch einmal vor die Thür eines Mannes, der drei schöne Töchter hatte, als ein armer, schwacher Bettler und trug eine Kötze auf dem Rücken, als wollte er die milden Gaben darin sammeln. Er bat um ein bißchen Essen, und als die Älteste herauskam und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er sie nur an, und alsbald mußte sie in seine Kötze springen. Dann trug er sie mit starken Schritten fort und durch einen finsteren Wald hindurch in sein Haus, wo alles prächtig war. Da gab er ihr, was sie nur wünschte, und sprach: „Es wird dir wohlgefallen bei mir, denn du hast alles, was dein Herz begehrt." Das dauerte ein paar Tage, da sagte er: „Ich muß fortreisen und dich eine kurze Zeit allein lassen, da sind die Hausschlüssel, du kannst überall herumgehen und alles sehen, nur nicht in eine Stube, die dieser kleine Schlüssel aufschließt, das verbiete ich dir bei Lebensstrafe; da hast du auch ein Ei,

das verwahre mir sorgfältig und trage es lieber beständig bei dir; denn, wenn es verloren ging, wär's ein großes Unglück." Sie nahm die Schlüssel und das Ei und versprach, alles wohl auszurichten. Als er fort war, ging sie in dem Haus herum von unten bis oben und besah alles: Die Stuben glänzten von Silber und Gold und sie meinte, sie hätte nie so große Pracht gesehen. Endlich da konnte sie der Neugierde nicht widerstehen, und nachdem sie eine Weile zaudernd den Schlüssel betrachtet, der aussah, wie ein andrer, ging sie auch zu der verbotenen Thür und öffnete sie. Wie erschrak sie aber, als sie hineintrat: da stand in der Mitte ein großes, blutiges Becken, und darin lagen tote, zerhauene Menschen; daneben stand ein Holzblock und ein blinkendes Beil lag darauf. Sie erschrak so sehr, daß das Ei, das sie in der Hand hielt, hineinplumpte. Zwar holte sie es geschwind wieder heraus und wischte das Blut ab, aber es half nichts, denn es kam denselben Augenblick wieder zum Vorschein; sie wischte und schabte, aber sie konnte es nicht herunterkriegen.

Nicht lange, so kam der Mann von der Reise zurück und sprach: „Nun gib mir die Schlüssel und das Ei wieder." Sie reichte es ihm mit Zittern hin, er sah beides an und sah, daß sie in der Blutkammer gewesen war. Da sprach er: „Bist du gegen meinen Willen in der Kammer gewesen, so sollst du nun gegen deinen wieder hinein. Dein Leben ist zu Ende." Darauf ergriff er sie, führte sie hinein, zerhackte sie, daß ihr rotes Blut auf die Erde floß, und warf sie zu den übrigen ins Becken.

„Jetzt will ich mir die zweite holen“, sprach der Hexenmeister, ging wieder in Gestalt eines armen Mannes vor das Haus und bettelte. Da brachte ihm die zweite ein Stück Brot, und er fing sie wie die erste durch ein bloßes Anrühren und trug sie hinaus. Es erging ihr nicht besser als ihrer Schwester, auch sie ließ sich von der Neugierde verleiten, und der Mann mordete sie nach seiner Rückkehr in der Blutkammer, weil sie hineingeschaut und das Ei verloren hatte. Da ging er, die dritte Schwester noch zu fangen, und brachte sie auch hinaus. Die dritte aber war klug und listig. Als er ihr nun die Schlüssel und das Ei gegeben hatte und fortgereist war, hob sie das Ei erst sorgfältig auf, verschloß es und ging dann in die verbotene Kammer. Ach, was sah sie! Ihre beiden lieben Schwestern jämmerlich ermordet in dem Becken liegen. Aber sie hub an und suchte ihre Glieder zusammen und legte sie zurecht, Kopf, Leib, Arme und Beine. Und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an sich zu regen und schlossen sich aneinander, und beide Mädchen öffneten die Augen und wurden wieder lebendig. Da freuten sie sich, küßten und herzten einander, dann führte die Jüngste sie heraus und versteckte sie. Als der Mann zurückkam, forderte er die Schlüssel und das Ei, und als er an diesem keine Spur von Blut entdecken konnte, sprach er: „Du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut sein.“ „Ja“, antwortete sie, „aber du mußt mir versprechen, vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter auf deinem Rücken hinzutragen, mittlerweile will ich die Hochzeit bestellen.“ Darauf ging sie in ihr Kämmerlein, wo sie ihre Schwestern

versteckt hatte, und sprach: „Jetzt will ich euch erretten; der Bösewicht soll euch selbst wieder heimtragen; aber sobald ihr nach Haus kommt, bestellt mir Hilfe.“ Dann setzte sie beide in einen Korb und deckte sie mit Gold ganz zu, daß nichts von ihnen zu sehen war, rief den Hexenmeister herein und sprach: „Nun trage den Korb fort, aber daß du unterwegs nicht stehen bleibst und ruhen willst! Ich schaue hier durch mein Fensterlein und habe acht!“

Nun hob der Hexenmeister den Korb auf seinen Rücken und ging damit fort. Er wurde ihm aber so schwer, daß ihm der Schweiß über das Angesicht lief und er glaubte, totgedrückt zu werden. Da wollte er sich ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korbe: „Ich schaue durch mein Fensterlein und sehe, daß du ruhst: willst du gleich weiter!“ Er meinte, die Braut rief ihm das zu, und machte sich wieder auf. Hernach wollte er sich wieder setzen, aber es rief gleich: „Ich schaue durch mein Fensterlein und sehe, daß du ruhst: willst du gleich weiter!“ Und so oft er stillstand, rief es, und da mußte er fort und brachte außer Atem den Korb mit dem Gold und den beiden Mädchen in ihrer Eltern Haus.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitsfest an. Sie nahm einen Totenkopf mit grinsenden Zähnen; setzte ihm einen Schmuck auf und einen Blumenkranz, trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da herausschauen. Dann lud sie die Freunde des Hexenmeisters zum Fest ein, und wie das geschehen war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie aussah, wie ein wunderlicher Vogel

und kein Mensch sie erkennen konnte. Da ging sie zum Haus hinaus, und unterwegs begegnete ihr ein Teil der Hochzeitsgäste, die fragten:

„Du Fitchers-Vogel, wo kommst du her?“
„Ich komme von Fitze Fitchers Hause her.“
„Was macht denn da die junge Braut?“
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus
und guckt zum Bodenloch heraus.“

Darauf begegnete ihr der Bräutigam, der zurückkam, der fragte auch:

„Du Fitchers-Vogel, wo kommst du her?“
„Ich komme von Fitze Fitchers Hause her.“
„Was macht denn da meine junge Braut?“
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus
und guckt zum Bodenloch heraus.“

Der Bräutigam schaute hinauf und sah den geputzten Totenkopf, da meinte er, es wäre seine Braut, und nickte ihr zu und grüßte sie freundlich. Wie er aber samt seinen Gästen ins Haus gegangen war, da kam die Hilfe von den Schwestern an, und sie schlossen alle Thüren des Hauses zu, daß niemand entfliehen konnte, und steckten es an, also daß der Hexenmeister mit seinem ganzen Gesindel verbrennen mußte.



Frau Holle.

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andre häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andre mußte alle Arbeit thun und war recht das Aschenputtel im Haus. Das arme Mädchen mußte sich täglich hinaus auf die große Straße an einen Brunnen setzen und so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen, sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Weinend lief es zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück, sie schalt es aber heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hole sie auch wieder herauf!“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte, und sprang in seiner Angst in den Brunnen hinein. Es versank im Wasser und verlor die Besinnung. Als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging

es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich: ich bin schon längst ausgebacken!“ Da trat es fleißig herzu und holte alles heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach! schüttle mich! schüttle mich! Wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, so lange, bis keiner mehr oben war, danach legte das Mädchen sie in einem Haufen zusammen und ging wieder fort. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Fürchte dich nicht, liebes Kind, bleibe bei mir, wenn du alle Arbeit im Haus ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehen; nur mußt du acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle.“ Weil die Alte ihm so gut zusprach, willigte das Mädchen ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen, und ob es hier gleich viel tausendmal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin; endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus bekommen, und wenn es mir auch noch so



Frau Holle.

gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben.“ Die Frau Holle sagte: „Du hast recht, und es gefällt mir, daß du wieder nach Haus verlangst; und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das ward aufgethan, und wie das Mädchen darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist“, sprach die Frau Holle und gab ihm auch noch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki!
Unsre goldene Jungfrau ist wieder hie!“

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichtum gekommen, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gern dasselbe Glück verschaffen, und sie mußte sich auch an den Brunnen setzen und spinnen. Damit ihr die Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und zerstieß sich die Hand an der Dornenhecke. Danach warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andre, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfad weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach! zieh mich ’raus, zieh mich ’raus,

sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken!" Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen!" und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach! schüttle mich! schüttle mich! Wir Äpfel sind alle miteinander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnt' mir einer auf den Kopf fallen!" und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag that sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie gedachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen; sie machte auch der Frau Holle das Bett schlecht und schüttelte es nicht recht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte der Faulen den Dienst auf. Die war es wohl zufrieden und meinte, nun werde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor; als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedeckt, und das hat ihr Lebtag nicht wieder abgehen wollen. Der Hahn aber auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki!
Unsre schmutzige Jungfrau ist wieder hie!"



Van den Machandelboom.

Dat is nu all lang her, woll tweedusend Joor, do was daar een riik Mann, de hadde eene schöne frame Fru, un se hadden sick beede seer leef, hadden averst keene Kinner, se wünschten sick averst seer welke, un de Fru bedte so veel dorum Dag un Nacht; man se kregen keen un kregen keen. Vör eeren Huse was een Hoff, darup stund een Machandelboom, ünner den stund de Fru eens in'n Winter un schellt sick eenen Appel; un as se sick den Appel so schellt, so sneet se sick in'n Finger, un dat Blood feel in den Snee. — „Ach!" sed' de Fru, süft so recht hoch up, sach dat Blood för sick an un was so recht wehmödig, „hädd ick doch een Kind so rood as Blood un so witt as Snee!" — Un as se dat sed', so wurd eer so recht frölich to Moode, eer was recht, as sull dat wat warden. Daar ging se to den Huse, un ging en Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand, daar was dat grön, und dree Maand, daar kömen de Blömer ut de Eerde, un veer Maand, daar drungen sick alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twige weeren all in een anner wussen; daar sungen de Vägelkens, dat dat ganze Holt schallt, un de Bleujten felen van de Bömer.

Daar was de fyfte Maand weg, un se stund ünner den Machandelboom, de rook so schön; do sprung eer dat Hart vör Freuden, un se feel up eere Knee un kunde sick nich laten, un as de sösste Maand vörby was, daar wurden de Früchte dick un stark, do wurd se ganz still, un de söwende Maand, do greep se na de Machandelbeeren un att se so nidsch, do wurd se trurig un krank. Daar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann, un weende un sed: „Wenn ick starve, so begrave my ünner den Machandelboom!" Do wurde se ganz getrost un freute sick, bet de neegte Maand vörby was. Daar kreeg se een Kind, so witt as Snee un so rood as Blood; un as se dat sach, so freute se sick so, dat se sturv.

Daar begroof eer Mann se ünner den Machandelboom, un he fung an to weenen so seer; eene Tyd lang, do wurd dat wat sachter, un daar he noch wat weend hadd, do heel he up, un noch eene Tyd, do nam he sick wedder eene Fru.

Mit de tweete Fru kreeg he eene Dochter, dat Kind averst van de eerste Fru was een lüttje Sön un was so rood as Blood un so witt as Snee. Wenn de Fru eere Dochter so ansach, so hadde se se so leef, averst denn sach se den lüttjen Jung an, un dat ging eer so dorch't Hart, un eer dücht, as stund he eer allerwegen in'n Weg, un dacht denn man ümmer, wo se eer Dochter all dat Vörmögent towenden wull; un de Böse gav eer dat in, dat se den lüttjen Jung ganz gram wurd, stööd em herüm van een Eck in de anner un buft em hier un knuft em daar, so dat dat arme Kind ümmer in Angst was; wenn he denn ut de School kam, so hadde he keene ruhige Stede.

Eens was de Fru up de Kamer gaan, do kamm de lüttje Dochter ook herup und sed': „Moder, giv my eenen Appel!" „Ja, myn Kind", sed' de Fru un gav eer eenen schönen Appel uut de Kist; de Kist averst hadde eenen groten swaaren Deckel mit een grot schaarp ysern Slott. „Moder", sed' de lüttje Dochter, „schall Broder nich ook eenen hebben?" Dat vördrot de Fru, doch sed' se: „Ja, wenn he ut de School kümmt"; un as se ut dat Finster gewaar wurde, dat he kamm, so was dat recht, as wenn de Böse över eer kamm, un se grapst to, nam eerer Dochter den Appel wedder weg un sed': „Du sast nich eer eenen hebben, as Broder." Daar smeet se den Appel in de Kist un maakt de Kist to. Daar kamm de lüttje Jung in de Dör, daar gav eer de Böse in, dat se früntlich to em sed': „Myn Sön, wist du eenen Appel hebben?" un sach em so hastig an. „Moder", sed' de lütje Jung, „wat sühst du gresig ut! Ja, giv my eenen Appel." Daar was eer, as sull se em toriden: „Kumm mit my", sed' se un maakt den Deckel up, „haal dy eenen Appel herut", un as sick de lütt Jung heninbückt, so reet eer de Böse; bratsch — sloog se den Deckel to, dat de Kop af floog un ünner de rooden Appel feel. Daar äverleep eer dat in de Angst, un dacht': „Kund ick dat van my bringen." Daar ging se baben na eere Stuve na eeren Draagkasten un haalt ut de bävelste Schuuflade eenen witten Dook, sett den Kopp wedder up den Hals, bund den Halsdook so um, daat man niks seen kund, sett em vör de Dör up eenen Stook un gav em den Appel in de Hand.

Daar kamm daarna Maarlenken to eere Moder in de Köke, de stund by den Füür un hadde eenen Pott mit heet Water för

sik, den rüürt se ümmer um. „Moder“, sed' Marleenken, „Broder sitt vör de Döör, süüt ganz witt ut un hed eenen Appel in de Hand. Ick hev em beden, he sull my den Appel geven, averst he antwoord my nich, da wurd my ganz gruulig.“ „Ga nochmal hen“, sed' de Moder, „un wenn he dy nich antwoorden will, so giv em eens an de Ooren!“ Daar ging Marleenken hen un sed': „Broder, giv mi den Appel!“ Averst he sweeg still, daar gav se em eens up de Ooren, daar feel de Kop herünn, daräver verschrak se sick, fung an to weenen un to raaren, leep to eere Moder un sed': „Ach, Moder, ick hebb minen Broder den Kopp afslagen!“ un weend un weend, un wull sick nich tofreden geven. „Marleenken“, sed' de Moder, „wat hest du daan! — Averst swig man still, dat et keen Minsch markt, dat is nu doch nich to ännern; wi willen em in Suur kaaken.“ Daar namm de Moder den lüttjen Jungen un hackt em in Stücken, ded de in den Pott un kaakt em in Suur. Marleenken averst stund daarby un weend un weend, un de Traanen feelen all in den Pott, un se bruukten gar keen Solt.

Daar kamm de Vader to Huus, sett sick to Disch un sed': „Wo is denn min Sön?“ Daar drog de Moder eene groote, groote Schöttel op mit swart Suur, un Marleenken weend un kund sick nich hollen. Da sed' de Vater wedder: „Wo is denn min Sön?“ „Ach“, sed' de Moder, „he is över Land gaan, na Mütten eer groot Öm, he wull daar wat bliven.“ — „Wat deit he denn daar? Un hed my nich mal Adjüs segd?“ — „O, he wuld geern hen un bed my, ob he daar woll söß Weken bliven kunn, he is jo woll daar uphaben.“ — „Ach“,

sed' de Mann, „my is so recht trurig, dat is doch nich recht, he had my doch Adjüs seggen schullt." Mit des fung he an to eeten un sed': „Marleenken, wat weenst du? Broder ward woll wedder kamen. — Ach Fru", sed' he do, „wat smeckt my dat Eten schön, giv my meer!" un je meer he att, je meer wuld he hebben, un sed': „Gevt my meer, gy sölt niks daaraf hebben, dat is, as wenn dat all myn weer", un he att un att, un de Knaken smeet he all unner den Disch, bett he alles up hadde. Marleenken averst ging hen na eere Kommode un namm ut de unnerste Schuuf eeren besten syden Dook, haalt all de Beenken un Knaken ünner den Disch herut, bund se in den syden Dook, drog se vör de Döör un weente eere blödigen Traanen. Daar legd se se unner den Machandelboom in dat gröne Gras, un as se se daar henlegd hadd, so was eer mit eenmal so recht licht, un weente nich meer. Do fung de Machandelboom an sick to bewegen, un de Twyge deden sick ümmer so recht van eenanner, un denn wedder tohop, so recht, as wenn sick eener so recht fröit un mit de Hände so deit. Mit des, so ging daar so'n Newel van den Boom, un recht in den Newel da brennt dat as Füür, un ut dat Füür daar flog so'n schönen Vagel herut, de sung so herlich un flog hoch in de Luft, un as he weg was, do was de Machandelboom, as he vörheer west was, un de Dook mit de Knaken was weg. — Marleenken averst was so recht licht un vergnögt, recht as wenn de Broder noch leeft. Daar ging se wedder ganz lustig in dat Huus by Disch un att.

De Vagel averst floog weg, sett' sick up eenen Goldsmitt siin Huus un sung an to singen:

„Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook,
legt's unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

De Goldsmitt satt in siine Warkstede un maakt eene goldne Kede, daar hörd he den Vagel, de up sin Dack satt un sung, un dat dünkt em so schön; daar stund he up, un as he över den Süll ging, so vörloor he eenen Tüffel. He ging aver so recht midden up de Straate, eenen Tüffel un een Sock an, sin Schortfell had he vör, un in de een Hand had he de golden Kede, un in de anner de Tang, un de Sünn schiint so hell up de Strate; daar ging he recht so staan un sach den Vagel an: „Vagel, seg he do, wo schön kannst du singen, sing my dat Stück nochmal." — „Nee", segd de Vagel, „tweemal sing ick nich umsünst, giv mü de golden Kede, so wil ick di et nochmal singen." „Da", segd de Goldsmitt, „hest du de golden Kede, nu sing mi dat nochmal." Daar kamm de Vagel, namm de golden Kede in de rechte Krall, ging vör den Goldsmitt sitten un sung:

„Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook,
legt's unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

Daar floog de Vagel weg na eenen Schooster, sett sick up den siin Dack un sung:

„Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken,
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook,
legt's unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

De Schooster hörd dat, leep vör siin Döör, in Hemdsarmel, sach na siin Dack un must de Hand vör de Oogen holln, dat de Sünn em nich blendt: „Vagel", segd he, „wat kanst du schön singen!" Da reep he in siin Döör herin: „Fru, kumm mal herut, daar is een Vagel; sü mal den Vagel, de kann mal schön singen"; da reep he siin Dochter un Kinner un Gesellen, Jung un Magd, un keemen all up de Straat un segen den Vagel an, wo schön he was, un he hadd so recht roode un gröne Feddern, un um den Hals was dat, as luter Gold, un de Oogen blinkten em in Kopp as Steern. „Vagel", sed' de Schooster, „nu sing my dat Stük nochmal." „Nee", segd de Vagel, „tweemal sing ick nich umsünst, du möst my wat schenken." „Fru", sed' de Mann, „ga na de Dön=böhn up den bövelsten Boord, do staan een paar rode Scho, de bring herunn"; daar ging de Fru hen un haalt de Scho. „Da Vagel", sed' de Mann, „nu sing my dat Stük nochmal!" Daar kamm de Vagel, namm de Scho in de linke Klau, flog wedder up dat Dack und sung:

„Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook,
legt's unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

Un as he utsungen hadd, so floog he weg, de Kede hadd he in de rechte un de Scho in de linke Klau; un he floog wyt weg na eene Mähl, un de Mähl ging: klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe — un in de Mähl daar seeten twintig Mählenburschen, de haugten eenen Steen un hackten: hick hack — hick hack — hick hack, und die Mähl ging: klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe. Daar ging de Vagel up eenen Lindenboom sitten, de vör de Mähl stund, un sung:

„Min Moder de mi slacht't",
do hörte een up,
„Min Vader de mi att",
do hörten noch twee up un hörten dat:
„Min Swester de Marleeniken"
do hörten wedder veer up,
„Söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook",
nu hackten noch man acht,
„Legt's unner"
nu noch man fyfe,
„den Machandelboom";
nu noch man een,
„Kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

Daar heel de lezte ook up un habb dat lezte noch hörd. „Vagel", segd he, „wat singst du schön, laat my dat ook hören, sing my dat nochmal!" „Nee", segd de Vagel, „tweemal sing ick nich umsünst, giv my den Mählensteen, so will ick dat nochmal singen." — „Ja", segd he, „wenn he my alleen hörd, so sust du em hebben." — „Ja", sedden de annern, „wenn he nochmal singt, so sall he em hebben." Daar kamm de Vagel herün, un de Möllers saat'n all twintig mit Bööm an un böörten den Steen up: hu uh up, hu uh ihp! — hu uuh uhp! Daar stack de Vagel den Hals döör dat Lock, nam em üm as eenen Kragen, floog wedder up den Boom un sung:

„Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook,
legt's unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

Un as he dat utsungen habb, da ded he de Flünk van eenanner, had in de rechte Klau de Kede, in de linke de Scho, üm den Hals den Mählensteen un floog wiit weg na siines Vaders Huus. — —

In de Stuve satt de Vader, de Moder un Marleenken by Disch, un de Vader sed': „Ach wat waart my licht, my is recht so good to Mode." — „Nee!" sed' de Moder, „my is so angst, so recht, as wenn een swaar Gewitter kümmt." Marleenken averst satt un weend un weend. Daar kamm de Vagel anflogen, un as he sick up dat Dack sett — „ach!" segd de Vader,

„my is so recht frübig, un de Sünn schiint buten so schön, my is recht, as süll ick eenen ollen Bekannten weddersеen!" — „Nee", sed' de Fru, „my is so angst, de Teene klappern my, un dat is my as Füür in de Adern", un se reet sick eer Liifken up un so meer. Averst Marleenken satt in een Eck, weende, habb eeren Platen vor de Oogen un weende den Platen gans messnatt. Daar sett sick de Vagel up den Machandelboom un sung:

„Min Moder de mi slacht't",

daar heel de Moder de Ooren to, kneep de Oogen to, un wold nich seen un hören. Aver dat bruuste eer in de Ooren, as de allerstarkst Storm, un de Ooogen brennten eer un zackten as Bliz:

„Min Vader de mi att",

„Ach Moder", segd de Mann, „daar is een schön Vagel, de singt so herlich, de Sünn schiint so warm, un dat rückt as luter Zinnemamen."

„Min Swester de Marleeniken",

daar led Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eene weg, de Mann averst sed': „Ick ga herut, ick mut den Vagel dicht by seh'n." — „Ach, ga nich", sed' de Fru, „my is, as bevt dat ganze Huus un stünn in Flammen." Aver de Mann ging herut un sach den Vagel an.

„Söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook,
legt's unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

Mit des leet de Vagel de golden Kede fallen, un se feel den Mann jüst um den Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schön past; daar ging he herin un sed': „Sü, wat is dat vör een schön Vagel, hett my so 'ne schöne goldne Kede schenkt un süht so schöne ut.“ De Fru aver was so angst, feel langs in de Stuve hin, un de Mütz feel eer van den Kopp. — Daar sung de Vagel wedder:

„Min Moder de mi slacht't“,

„Ach, dat ick dusend Fuder unner de Eerde weer, dat ick dat nich hören sull!“

„Min Vader de mi att“,

daar feel de Fru vör dood nedder,

„Min Swester de Marleeniken“,

„Ach“, sed' Marleenken, „ick wil ook herutgaan un seen, op de Vagel my wat schenkt.“ Daar ging se herut,

„Söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook“,

daar smeet he eer de Schoo herun;

„Legt's unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!“

Daar was eer so licht un frölich, daar truck se de nien rooden Scho an, un danst un sprüng herinn. „Ach“, sed' se, „ick was so trurig as ick herut ging, un nu is my so licht, dat is mal een herlichen Vagel, het my een Paar roode Scho schenkt!“ „Nee“, sed' de Fru, sprung up, un de Haar stunnen eer to

Varge as Füürsflammen, „my is, as sull de Weld unnergahn, ick wil ook herut, op mi lichter warden sull.“ Un as se ut de Döör kamm — bratsch! — smeet eer de Vagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganz tomatscht wurr. De Vader un Marleenken hörden dat un gingen herut, daar ging een Damp un Flam un Füür up van de Steed, un as dat vorby was, da stund de lüttje Broder. He namm siinen Vader un Marleenken bi de Hand, un weeren all dree so recht vergnögt, gingen in dat Huus by Disch un eeten.



Fundevogel.

Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er schreien, als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach; da sah er endlich einen hohen Baum, und oben darauf saß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kinde unter dem Baum eingeschlafen, da hatte ein Raubvogel das Kind in ihrem Schoß gesehen, flog hinzu, nahm es mit seinem Schnabel weg und setzte es auf den hohen Baum.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: „Du willst das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Lenchen zusammen aufziehen“; er brachte es heim, und die zwei Kinder wuchsen so miteinander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde Fundevogel geheißen. Fundevogel und Lenchen hatten sich so lieb, nein, so lieb, daß wenn eins das andre nicht sah, wurde es traurig.

Der Förster hatte aber eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer, fing an Wasser zu schleppen und ging nicht einmal, sondern vielemal hinaus an den Brunnen. Lenchen sah es und sprach: „Hör' einmal, alte Sanne, was trägst du

denn so viel Wasser zu?" — „Wenn du's keinem Menschen wiedersagen willst, so will ich dir's wohl sagen." Da sagte Lenchen, nein, sie wollte es keinem Menschen wiedersagen, so sprach die Köchin: „Morgen früh, wenn der Förster auf die Jagd ist, da koche ich das Wasser, und wenn's in dem Kessel siedet, werfe ich den Fundevogel 'nein und will ihn darin kochen!"

Und des andern Morgens in aller Frühe stand der Förster auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett. Da sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlasse ich dich auch nicht!" So sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr." Da sprach Lenchen: „Ich will es dir nur sagen, die Sanne schleppte gestern abend soviel Eimer Wasser ins Haus, da fragte ich sie, warum sie das thäte, da sagte sie, wenn ich's keinem Menschen sagen wollte, so wollte sie es mir wohl sagen; sprach ich, ich wollte es gewiß keinem Menschen sagen. Da sagte sie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte sie den Kessel voll Wasser sieden und dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geschwind aufstehen, uns anziehen und zusammen fortgehen."

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer und wollte den Fundevogel holen, um ihn hineinzuwerfen. Aber als sie hineinkam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort; da wurde ihr grausam angst und sie sprach vor sich: „Was will ich nun

sagen, wenn der Förster heimkommt und sieht, daß die Kinder weg sind. Geschwind hintennach, daß wir sie wiederkriegen!"

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einlangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlasse ich dich auch nicht!" So sprach Fundevogel: „Nun und nimmermehr!" Da sagte Lenchen: „Werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen darauf!" Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da, als ein Rosenstrauch und ein Röschen oben darauf, die Kinder aber nirgends. Da sprachen sie: „Hier ist nichts zu machen", gingen heim und sagten der Köchin, sie hätten nichts in der Welt gesehen, als nur ein Rosenstöckchen mit einem Röschen oben darauf. Da schalt die alte Köchin: „Ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen sollen entzweischneiden, das Röschen abbrechen und mit nach Haus bringen; geschwind und thut's!" Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen; da sprach Lenchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, verlasse ich dich auch nicht!" Fundevogel sagte: „Nun und nimmermehr." Sprach Lenchen: „So werde du eine Kirche und ich die Krone darin!" Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts da als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zu einander: „Was sollen wir hier machen, laßt uns nach Haus gehen!" Wie sie nach Haus kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden, so sagten sie nein, sie hätten nichts gefunden, wie eine Kirche, da

wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren“, schalt die Köchin, „warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heimgebracht?“ Nun machte sich die alte Köchin selbst auf die Beine und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen aber die drei Knechte von weitem kommen, und die Köchin wackelte hinten nach. Da sprach Lenchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlasse ich dich auch nicht.“ Da sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr.“ Sprach Lenchen: „Werde du zum Teich und ich die Ente darauf!“ Die Köchin aber kam herzu, und als sie den Teich sah, legte sie sich drüber hin und wollte ihn aussaufen. Aber die Ente kam schnell geschwommen, faßte sie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein; da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zusammen nach Haus und waren herzlich froh, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.



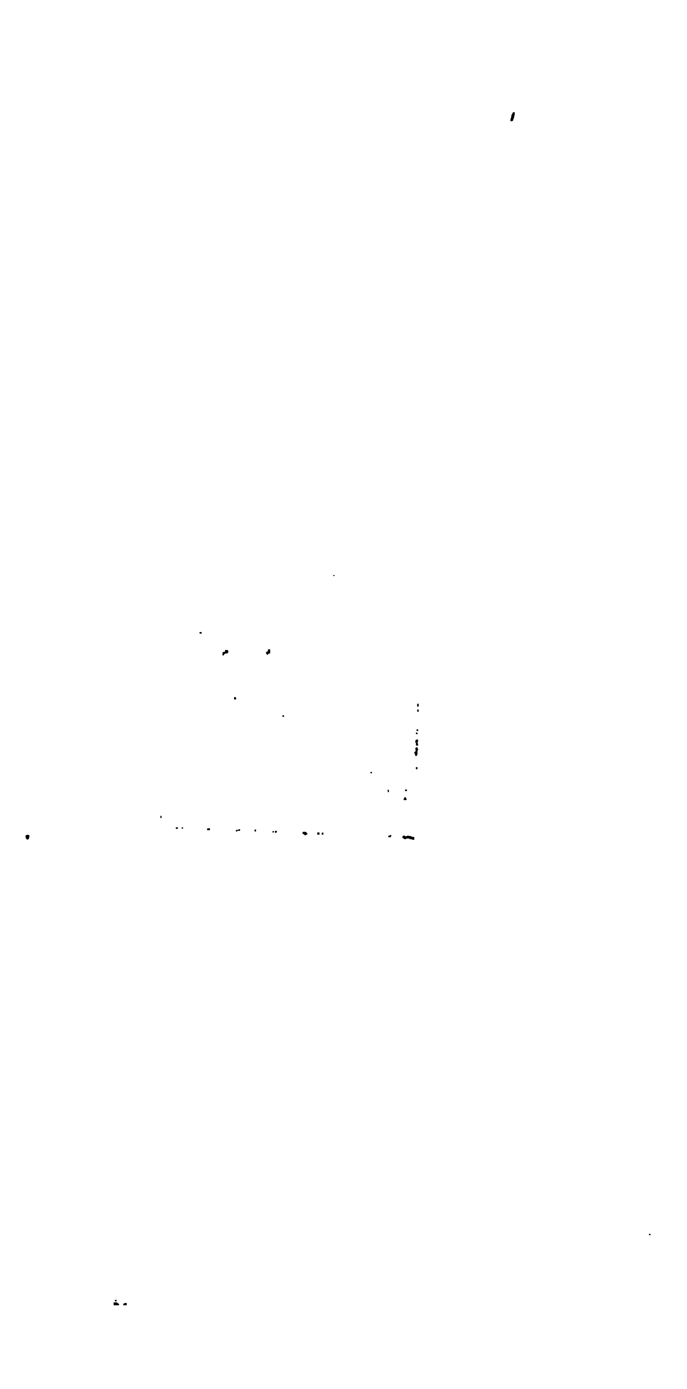
Die sieben Raben.

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er's auch wünschte. Endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's ein Mädchen. Ob es gleich gar schön war, so war's doch auch schmächtig und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nottaufe haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, und die andern sechs liefen mit. Jeder wollte aber der erste beim Schöpfen sein, und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie verlegen und wußten nicht, was sie thun sollten, und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward unterdessen angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und wußte gar nicht, warum die Jungen solange ausblieben. „Gewiß", sprach er, „haben sie's wieder über einem Spiel vergessen!" und als sie immer nicht kamen, fluchte er im Ärger: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!" Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte auf und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen und, so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt, denn die Eltern hüteten sich, ihrer vor ihm zu erwähnen, bis es eines Tages von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, „ja, sie wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld, daß ihre sieben Brüder durch sie unglücklich geworden." Da wurde sie tief betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob sie denn Brüder gehabt und wo sie hingeraten wären? Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so des Himmels Verhängnis und ihre Geburt nur der unschuldige Anlaß gewesen. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte sich fest verbunden, ihre Geschwister zu erlösen, und hatte nicht Ruhe und Rast, bis sie sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, ihre Brüder irgendwo aufzuspüren und, es koste was da wolle, zu befreien. Sie nahm nichts mit sich als ein Ringlein von ihren Eltern, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war gar zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder; eilig lief es weg und hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und böse. Als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch!" Da machte es sich geschwind fort und kam zu





den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du nicht den Glasberg aufschließen, und in dem Glasberg da sind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen holen, aber wie es das Tüchelchen aufmachte, so war es leer und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen, seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg? Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich sein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hineingetreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen und sprach: „Mein Kind, was suchst du?“ „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben“, antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lange warten, bis sie kommen, so tritt ein.“ Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben getragen auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herren Raben heimgeflogen!“ Da kamen sie, wollten essen und trinken

und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach e
nach dem andern: „Wer hat von meinem Tellerchen gegess
Wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist e
Menschen Mund gewesen!“ Und wie der siebente auf den Gr
kam, fiel ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und
kannte, daß es von Vater und Mutter war, und sprach: „
geb', unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst!“
dieses das Mädchen hörte, das hinter der Thür stand und laus
so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre men
liche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander
zogen fröhlich heim.



Der Hund und der Sperling.

Ein Schäferhund hatte keinen guten Herrn, sondern einen, der ihn Hunger leiden ließ. Wie er's nicht mehr aushalten konnte, ging er ganz traurig fort. Auf der Straße begegnete ihm ein Sperling, der sprach: „Bruder Hund, warum bist du so traurig?“ Antwortete der Hund: „Ich bin so hungrig und habe nichts zu fressen.“ Da sprach der Sperling: „Lieber Bruder, komm mit mir in die Stadt, so will ich dich satt machen.“ Also gingen sie zusammen in die Stadt, und als sie vor einen Fleischerladen kamen, sprach der Sperling zum Hund: „Da bleib stehen, ich will dir ein Stück Fleisch herunterpicken“, setzte sich auf den Laden, schaute sich um, ob ihn auch niemand bemerkte, und pickte, zog und zerrte so lange an einem Stück, das am Rande lag, bis es herunterrutschte. Da packte es der Hund, lief damit in eine Ecke und fraß es auf. Sprach der Sperling: „Nun komm mit zu einem andern Laden, da will ich dir noch ein Stück herunterpicken, damit du satt wirst.“ Als der Hund das zweite Stück auch gefressen hatte, fragte der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?“ „Ja, Fleisch bin ich satt“, antwortete der Hund, „aber ich habe noch kein

Brot gekriegt." Sprach der Sperling: „Das sollst du auch haben, komm nur mit." Da führte er ihn an einen Bäckerladen und pickte an ein paar Brötchen, bis sie herunterrollten, und wie der Hund mehr wollte, führte er ihn zu einem andern und holte ihm noch einmal Brot herab. Wie das verzehrt war, sprach der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?" „Ja", antwortete er, „nun wollen wir ein bißchen vor die Stadt gehen."

Nun gingen sie beide hinaus auf die Landstraße. Es war aber warmes Wetter und, als sie ein Eckchen gegangen waren, sprach der Hund: „Ich bin müde und möchte gern schlafen." „Ja, schlaf nur", antwortete der Sperling, „ich will mich unterdessen auf einen Zweig setzen." Der Hund legte sich also auf die Straße und schlief fest ein. Während er da schlief, kam ein Fuhrmann herangefahren, der hatte einen Wagen mit drei Pferden und hatte zwei Fässer Wein geladen. Der Sperling aber sah, daß er nicht ausbiegen wollte, sondern in dem Fahrgeleise blieb, in welchem der Hund lag. Da rief er: „Fuhrmann, thu's nicht, oder ich mache dich arm!" Der Fuhrmann aber brummte vor sich: „Du wirst mich nicht arm machen!" knallte mit der Peitsche und trieb den Wagen über den Hund, daß ihn die Räder tot fuhren. Da rief der Sperling: „Du hast mir meinen Bruder Hund tot gefahren, das soll dich Karre und Gaul kosten." „Ja, Karre und Gaul!" sagte der Fuhrmann, „was könntest du mir schaden!" und fuhr fort. Da kroch der Sperling unter das Wagentuch und pickte an dem einen Spundloch so lange, bis er den Spund losbrachte. Da lief

der ganze Wein heraus, ohne daß es der Fuhrmann merkte. Und als er einmal umblickte, sah er, daß der Wagen tröpfelte, untersuchte und fand, daß das eine Faß leer war. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug!“ sprach der Sperling, flog dem einen Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Als der Fuhrmann das sah, zog er seine Hacke heraus und wollte den Sperling treffen, aber der Sperling flog in die Höhe, und der Fuhrmann traf seinen Gaul auf den Kopf, daß er tot hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug!“ sprach der Sperling, und als der Fuhrmann mit den zwei Pferden weiterfuhr, kroch der Sperling wieder unter das Tuch und pickte auch den Spund am zweiten Faß los, daß aller Wein herausschwankte. Als es der Fuhrmann gewahr wurde, rief er wieder: „Ach, ich armer Mann!“ Aber der Sperling antwortete: „Noch nicht arm genug!“ setzte sich dem zweiten Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Der Fuhrmann lief herbei und holte mit seiner Hacke aus, aber der Sperling flog in die Höhe, da traf der Schlag das Pferd, daß es hinfiel: „Ach ich armer Mann!“ „Noch nicht arm genug“, sprach der Sperling, setzte sich auch dem dritten Pferd auf den Kopf und pickte ihm nach den Augen. Der Fuhrmann schlug in seinem Zorn, ohne umzusehen, auf den Sperling los, traf ihn aber nicht, sondern schlug auch sein drittes Pferd tot. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug!“ antwortete der Sperling, „jetzt will ich dich daheim arm machen!“ und flog fort.

Der Fuhrmann mußte den Wagen stehen lassen und ging

voll Zorn und Ärger heim. „Ach“, sprach er zu seiner Frau, „was habe ich Unglück gehabt, der Wein ist ausgelaufen und die Pferde sind alle drei tot.“ „Ach, Mann“, antwortete sie, „was für ein böser Vogel ist ins Haus gekommen! Er hat alle Vögel auf der Welt zusammengebracht, und die sind droben über unsern Weizen hergefallen und fressen ihn auf!“ Da stieg er hinauf, und viele tausend Vögel saßen auf dem Boden und hatten den Weizen aufgefressen, und der Sperling saß mitten drin. Da rief der Fuhrmann: „Ach, ich armer Mann!“ „Noch nicht arm genug“, antwortete der Sperling, „Fuhrmann, es kostet dich noch dein Leben!“ und flog hinaus.

Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, ging hinab in seine Stube und setzte sich böse und giftig hinter den Ofen. Der Sperling aber saß draußen vor dem Fenster und rief: „Fuhrmann, es kostet dich dein Leben!“ Da ergriff der Fuhrmann die Hacke und warf sie nach dem Sperling, aber er schmiß das Fenster entzwei und traf den Vogel nicht. Der Sperling hüpfte nun herein, setzte sich auf den Ofen und rief: „Fuhrmann, es kostet dich dein Leben!“ Dieser, ganz toll und blind vor Wut, schlug den Ofen entzwei, und so fort, wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgerät, Spieglein, Stühle, Bänke, Tisch und zuletzt die Wände seines Hauses, und kann ihn nicht treffen. Endlich aber erwischte er ihn doch, da sprach seine Frau: „Soll ich ihn totschlagen?“ „Nein“, rief er, „das ist zu gelind, der soll viel mörderlicher sterben, ich will ihn verschlingen!“ und verschlingt ihn auf einmal. Der Sperling aber fängt an in seinem Leibe

zu flattern, flattert wieder herauf, dem Mann in den Mund, da streckt er den Kopf heraus und ruft: „Fuhrmann, es kostet dich doch dein Leben!“ Der Fuhrmann reicht seiner Frau die Hacke und spricht: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde ot.“ Die Frau schlägt aber fehl und dem Fuhrmann gerade uf den Kopf, so daß er tot hinfällt. Der Sperling aber fliegt uf und davon.



Der Frieder und das Katherlieschen.

Es war ein Mann, der hieß Frieder, und eine Frau, die hieß Katherlieschen, die hatten einander geheiratet und lebten zusammen als junge Eheleute. Eines Tages sprach der Frieder: „Ich will jetzt zu Acker, Katherlieschen; wann ich wiederkomme, muß etwas Gebratenes auf dem Tisch stehen für den Hunger und ein frischer Trunk dabei für den Durst." „Geh nur, Friederchen", antwortete die Katherliese, „geh nur, will dir's schon recht machen." Als nun die Essenszeit herbeirückte, holte sie eine Wurst aus dem Schornstein, that sie in eine Bratpfanne, legte Butter dazu und stellte sie übers Feuer. Die Wurst fing an zu braten und zu brutzeln, Katherlieschen stand dabei, hielt den Pfannenstiel und hatte so seine Gedanken, da fiel ihm ein: bis die Wurst fertig wird, unterdessen könntest du ja im Keller den Trunk zapfen. Also stellte es den Pfannenstiel fest, nahm eine Kanne, ging hinab in den Keller und zapfte Bier. Das Bier lief in die Kanne, und Katherlieschen sah ihm zu, da fiel ihm ein: „Holla! der Hund oben ist nicht beigethan, der könnte dir die Wurst aus der Pfanne holen; du kämst mir recht!" Und im Hui war es die Kellertreppe hinauf; aber der

Spitz hatte die Wurst schon im Maul und schleifte sie auf der Erde mit sich fort. Doch Katherlieschen nicht faul, setzte ihm nach und jagte ihn ein gut Stück ins Feld. Aber der Hund war geschwinder als Katherlieschen, ließ auch die Wurst nicht fahren, sondern sie mußte ihm nach über die Äcker hüpfen. „Hin ist hin!" sprach Katherlieschen, kehrte um, und weil es sich müde gelaufen, ging es hübsch langsam und kühlte sich ab. Während dieser Zeit lief das Bier aus dem Faß immer zu, denn Katherlieschen hatte den Hahn nicht umgedreht, und als die Kanne voll war und sonst kein Platz da war, so lief es in den Keller und hörte nicht eher auf, als bis das ganze Faß leer war. Katherlieschen sah schon auf der Treppe das Unglück. „Spuck!" rief es, „was fängst du jetzt an, daß es der Frieder nicht merkt!" Es besann sich ein Weilchen, endlich fiel ihm ein, von der letzten Kirmes stände noch ein Sack mit schönem Weizenmehl auf dem Boden, das wollte es herabholen und in das Bier streuen. „Ja", sprach es, „wer zur rechten Zeit was spart, hat's hernach in der Not!" stieg hinauf, trug den Sack herab und warf ihn gerade auf die Kanne voll Bier, daß sie umstürzte und der Trunk des Frieders auch im Keller schwamm. „Ei was, wo eins ist, muß das andre auch sein!" sprach Katherlieschen, zerstreute danach das Mehl im ganzen Keller, freute sich am Ende gewaltig über seine Arbeit und sagte: „Wie's so reinlich und sauber hier aussieht!"

Um die Mittagszeit kam der Frieder heim. „Nun, Frau, was hast du zurecht gemacht?" „Ach, Friederchen", antwortete sie, „ich wollte dir ja eine Wurst braten! Aber während ich das

Bier dazu zapfte, hat sie der Hund weggenommen, und während ich dem Hund nachsprang, ist das Bier ausgelaufen, und wie ich das Bier mit dem Weizenmehl auftrocknete, habe ich die Kanne auch noch umgestoßen; aber der Keller ist wieder ganz trocken!“ Sprach der Frieder: „Katherlieschen, Katherlieschen! Das hättest du nicht thun müssen! Läßt die Wurst fressen, den Hahn am Faß offen und verschüttest noch unser feines Mehl!“ „Ja, Friederchen, das habe ich nicht gewußt, hättest mir's sagen müssen!“

Der Mann dachte. „Geht das so mit deiner Frau, so mußt du dich besser vorsehen!“ Nun hatte er viel Geld zusammengebracht, das wechselte er in Gold ein und sprach zum Katherlieschen: „Siehst du, das sind gelbe Gickelinge, die will ich in einen Topf thun und im Stall unter der Kuhkrippe vergraben, aber daß du mir ja nicht dabeigehst, sonst geht dir's schlimm!“ Sprach sie: „Nein, Friederchen, will's gewiß nicht thun.“ Nun als der Frieder fort war, da kamen Krämer, die irdene Näpfe und Töpfe feil hatten, ins Dorf und fragten bei der jungen Frau an, ob sie nichts zu handeln hätte. „O, ihr lieben Leute, ich habe kein Geld“, sprach Katherlieschen, „und kann nichts kaufen; aber könnt ihr gelbe Gickelinge brauchen, so will ich wohl kaufen?“ „Gelbe Gickelinge, o ja, warum nicht? Laßt sie einmal sehen.“ „So geht in den Stall und grabt unter der Kuhkrippe, da werdet ihr die gelben Gickelinge finden, ich darf nicht dabeigehen.“ Die Spitzbuben gingen hin, gruben und fanden eitel Gold; da packten sie auf damit, liefen fort und ließen Töpfe und Näpfe im Hause stehen. Katherlieschen meinte,

sie müßte das Geschirr auch brauchen. Weil nun in der Küche genug war, schlug sie jedem Topf den Boden aus und steckte sie insgesamt zum Zierat auf die Zaunpfähle rings ums Haus herum. Wie der Frieder kam und den neuen Zierat sah, sprach er: „Katherlieschen, was hast du gemacht?“ „Hab's gekauft, Friederchen, für die gelben Gickelinge, die unter der Kuhkrippe steckten, ich bin nicht dabeigegangen, die Krämer haben's sich selbst herausgraben müssen.“ „Ach, Frau“, sprach der Frieder, „was hast du gemacht! Das waren keine Gickelinge, es war eitel Gold und war all unser Vermögen! Das hättest du nicht thun sollen!“ „Ja, Friederchen“, antwortete sie, „das hab' ich nicht gewußt, hättest mir's vorher sagen sollen.“

Katherlieschen stand ein Weilchen und besann sich, da sprach es: „Hör', Friederchen, das Geld wollen wir schon wiederkriegen, wollen hinter den Dieben herlaufen.“ „So komm“, sprach der Frieder, „wir wollen's versuchen, nimm aber Butter und Käse mit, daß wir auf dem Weg was zu essen haben.“ „Ja, Friederchen, will's mitnehmen.“ Sie machten sich fort, und weil der Frieder besser zu Fuß war, ging Katherlieschen hinten nach. Was schadet's, dachte es, wenn wir umkehren, hab' ich ja ein Stück voraus. Nun kam es an einen Berg, wo auf beiden Seiten des Weges tiefe Fahrgeleise waren. „Da sieh einer“, sprach es, „was sie das arme Erdreich zerrissen, geschunden und gedrückt haben! Das wird sein Lebtag nicht wieder heil!“ und aus mitleidigem Herzen nahm es seine Butter und bestrich die Geleise rechts und links, damit sie von den Rädern nicht so gedrückt würden; und wie es sich bei seiner

Barmherzigkeit so bückte, rollte ihm ein Käse aus der Tasche fort, den Berg hinab. Sprach das Katherlieschen: „Ich habe den Weg schon einmal heraufgemacht, ich geh' nicht wieder hinab, es mag ein andrer hinlaufen und ihn wiederholen.“ Also nahm sie einen andern Käse und rollte ihn hinab. Die Käse aber kamen beide nicht wieder, da ließ es noch einen dritten hinablaufen und dachte, vielleicht warten sie auf Gesellschaft und gehen nicht gern allein. Als sie alle drei ausblieben, sprach es: „Ich weiß nicht, was das vorstellen soll! Doch kann's ja sein, der dritte hat den Weg nicht gefunden und sich verirrt, ich will nur den vierten schicken, daß er sie herbeiruft.“ Der vierte machte es aber nicht besser als der dritte, da ward das Katherlieschen ärgerlich und warf noch den fünften und sechsten hinab, und das waren die letzten. Eine Zeitlang blieb es stehen und lauerte, bis sie kämen; als sie aber immer nicht kamen, sprach es: „O, ihr seid gut nach dem Tod zu schicken, ihr bleibt fein lange aus; meint ihr, ich wollt' noch länger auf euch warten? Ich gehe meiner Wege, ihr könnt mir nachlaufen, ihr habt jüngere Beine als ich!“ Katherlieschen ging fort und fand den Frieder, der war stehen geblieben und hatte gewartet, weil er gern was essen wollte: „Nun, gib einmal her, was du mitgenommen hast.“ Sie reichte ihm das trockene Brot. „Wo ist die Butter und der Käse?“ fragte der Mann. „Ach, Friederchen“, sagte Katherlieschen, „mit der Butter hab ich die Fahrgeleise geschmiert, und die Käse, die werden bald kommen: einer lief mir fort, da hab ich die andern nachgeschickt, die sollten ihn rufen.“ Sprach der

Frieder: „Das hättest du nicht thun sollen, Katherlieschen, die Butter an den Weg schmieren und die Käse den Berg hinabrollen!“ „Ja, Friederchen, hättest mir's sagen müssen!“

Da aßen sie das trockene Brot zusammen, und der Frieder sagte: „Katherlieschen, hast du auch unser Haus verwahrt, wie du fortgegangen bist?“ „Nein, Friederchen, hättest mir's vorher sagen sollen.“ „So geh wieder heim und verwahr' erst das Haus, ehe wir weitergehen, bring auch etwas andres zu essen mit, ich will hier auf dich warten.“ Katherlieschen ging zurück und dachte: Friederchen will etwas andres zu essen, Butter und Käse schmecken ihm wohl nicht, so will ich ein Tuch voll Hutzeln und einen Krug Essig zum Trunk mitnehmen. Danach riegelte es die Oberthür zu, aber die Unterthür hob es aus, nahm sie auf die Schulter und glaubte, wenn es die Thür selber hätte, müßte das Haus wohl verwahrt sein. Katherlieschen nahm sich Zeit zum Weg und dachte: „Desto länger ruht sich Friederchen aus.“ Als es den Frieder wiedererreicht hatte, sprach es: „Da, Friederchen, hast du die Hausthür, da kannst du das Haus selber verwahren!“ „Ach Gott“, sprach er, „was habe ich für eine kluge Frau! Hebt die Thür unten aus, daß alles hineinlaufen kann, und riegelt sie oben zu! Jetzt ist's zu spät, noch einmal nach Haus zu gehen, aber hast du die Thür hierher gebracht, so sollst du sie auch ferner tragen.“ „Die Thür will ich tragen, Friederchen, aber die Hutzeln und der Essigkrug werden mir zu schwer, die hänge ich an die Thür, die mag sie tragen.“

Nun gingen sie in den Wald und suchten die Spitzbuben,

aber sie fanden sie nicht. Weil's endlich dunkel ward, stiegen sie auf einen Baum und wollten da übernachten. Kaum aber saßen sie oben, so kamen die Kerle daher, die forttragen, was nicht gehen will, und die Dinge finden, ehe sie verloren sind. Sie ließen sich unter dem Baum nieder, machten sich ein Feuer an und wollten ihre Beute teilen. Der Frieder stieg von der andern Seite herab und sammelte Steine, stieg damit wieder hinauf und wollte die Diebe totwerfen. Die Steine aber trafen nicht, und die Spitzbuben riefen: „Es ist bald Morgen, der Wind schüttelt die Tannäpfel herunter." Katherlieschen hatte die Thür noch immer auf der Schulter, und weil sie so sehr drückte, dachte es, gewiß sind die Hutzeln schuld und sprach: „Friederchen, ich muß die Hutzeln hinabwerfen!" „Nein, Katherlieschen, jetzt nicht", antwortete er, „sie können uns verraten!" „Ach, Friederchen, ich muß, sie drücken mich gar zu sehr!" „Nun, so thu's, in Henkers Namen!" Da rollten die Hutzeln zwischen den Ästen herab, und die Kerle unten sprachen: „Die Vögel misten!" Eine Weile danach, weil die Thür noch immer drückte, sprach Katherlieschen: „Ach, Friederchen, ich muß den Essig ausschütten." „Nein, Katherlieschen, das darfst du nicht, es könnte uns verraten." „Ach, Friederchen, ich muß, er drückt mich gar zu sehr!" „Nun, so thu's in Henkers Namen!" Da schüttete es den Essig aus, daß es die Kerle bespritzte; sie sprachen untereinander: „Der Tau tröpfelt schon herunter!" Endlich dachte Katherlieschen, sollte es wohl die Thür sein, was mich so drückt, und sprach: „Friederchen, ich muß die Thür hinabwerfen." „Nein, Katherlieschen, jetzt nicht, sie könnte uns

verraten." „Ach, Friederchen, ich muß, sie drückt mich gar zu sehr." „Nein, Katherlieschen, halt sie ja fest." „Ach, Friederchen, ich laß sie fallen." „Ei", antwortete Frieder ärgerlich, „laß sie fallen, in Teufels Namen!" Da fiel sie herunter mit starkem Gepolter, und die Kerle unten riefen: „Der Teufel kommt vom Baum herab!" rissen aus und ließen alles in Stich. Frühmorgens, wie die zwei herunterkamen, fanden sie all ihr Gold wieder und trugen's heim.

Zu Haus sprach der Frieder: „Katherlieschen, nun mußt du aber auch fleißig sein und arbeiten." „Ja, Friederchen", antwortete es, „will's schon thun, will ins Feld gehen, Frucht schneiden." Als Katherlieschen im Feld war, sprach's mit sich selber: „Eß ich, eh' ich schneid', oder schlaf' ich, eh' ich schneid'? Hei, ich will eh'r essen!" Da aß Katherlieschen und ward überm Essen schläfrig, und fing an zu schneiden und schnitt halb träumend alle seine Kleider entzwei, Schürze, Rock und Hemd. Wie Katherlieschen nach langem Schlaf wiedererwachte, stand es halb nackig da und sprach zu sich selber: „Bin ich's, oder bin ich's nicht? Ach, ich bin's nicht!" Unterdessen ward's Nacht, da lief Katherlieschen ins Dorf hinein, klopfte an ihres Mannes Fenster und rief: „Friederchen?" „Was ist denn?" — „Möchte gern wissen, ob Katherlieschen drinnen ist!" „Ja, ja", antwortete der Frieder, „es wird wohl drin liegen und schlafen." Sprach sie: „Dann bin ich es gewiß nicht", und lief fort.

Draußen fand Katherlieschen Spitzbuben, die wollten stehlen; da ging es zu ihnen und sprach: „Ich will euch helfen stehlen." Die Spitzbuben meinten, es wüßte die Gelegenheit des Ortes,

und waren's zufrieden. Katherlieschen ging vor die Häuser und rief: „Ihr Leute, habt ihr was, wir wollen stehlen!" Dachten die Spitzbuben, das wird gut werden, und wünschten, sie wären Katherlieschen wieder los. Da sprachen sie zu ihm: „Vorm Dorf hat der Pfarrer Rüben auf dem Feld, geh hin und rupf' uns Rüben." Katherlieschen ging hin aufs Land und fing an zu rupfen und zu rupfen, war aber so faul und hob sich nicht in die Höhe. Da kam ein Mann vorbei, sah's, stand still und dachte, das wäre der Teufel, der so in den Rüben wühlte. Er lief fort ins Dorf zum Pfarrer und sprach: „Ach, Herr Pfarrer, in Ihrem Rübenland ist der Teufel und rupft." „Ach, Gott", sagte der Pfarrer, „ich habe einen lahmen Fuß, ich kann nicht hin und ihn wegbannen." Sprach der Mann: „So will ich Euch hockeln", und hockelte ihn hinaus. Und wie sie zu dem Land kamen, machte sich das Katherlieschen auf und reckte sich in die Höhe. „Ach, der Teufel!" rief der Pfarrer, und beide eilten fort, und der Pfarrer konnte vor großer Angst mit seinem lahmen Fuß gerader laufen, als der Mann, der ihn gehockelt hatte, mit seinen geraden Beinen.



Rotkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kind geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Samt, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts andres mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen.

Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und wird sich daran laben; sei aber hübsch artig und grüß' sie von mir, geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rotkäppchen sagte: „Ja, ich will alles recht gut ausrichten!" und versprach's der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf, Rotkäppchen aber wußte nicht, was er für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen", sprach er. — „Schönen Dank, Wolf." — „Wo willst du so früh

hinaus, Rotkäppchen?“ — „Zur Großmutter.“ — „Was trägst du unter der Schürze?“ — „Kuchen und Wein für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie etwas zur Stärkung haben.“ — „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ — „Noch eine gute Viertelstunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen“, sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bissen für dich, der wird noch besser schmecken als die Alte; wie fängst du's an, daß du beide kriegst? Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin als wie zur Schule, und es ist so lustig draußen in dem Wald.“

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her sprang und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: Ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb sein; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, dort stünde noch eine schönere, und lief danach und lief immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thür. „Wer ist draußen?“ — „Das Rotkäppchen, ich bring' dir Kuchen und Wein, mach' mir auf.“ — „Drück' nur auf die Klinke“, rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht



aufstehen.“ Der Wolf drückte an der Klinke, und er trat hinein, ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war herumgelaufen nach Blumen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stand die Thür auf, darüber verwunderte es sich, und wie es in die Stube kam, sah's so seltsam darin aus, daß es dachte: Ei! du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heute zu Mute, und bin sonst so gern bei der Großmutter. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!“ — „Daß ich dich besser hören kann.“ — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!“ — „Daß ich dich besser sehen kann.“ — „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!“ — „Daß ich dich besser packen kann.“ — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ — „Daß ich dich besser fressen kann.“ Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bett und auf das arme Rotkäppchen und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Bissen im Leib hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei sich: „Wie kann die alte Frau so schnarchen? Du mußt einmal nachsehen, ob ihr

etwas fehlt!“ Da trat er in die Stube, und wie er vors Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein: vielleicht hat er die Großmutter gefressen, und ich kann sie noch erretten, und schoß nicht, sondern nahm eine Schere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rote Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, was war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ Und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Freilich war sie sehr erschöpft und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte große schwere Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und Rotkäppchen dachte bei sich: du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rotkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein andrer Wolf ihm zugesprochen und es vom Weg ableiten wollte. Rotkäppchen aber hütete sich und ging gerade fort ihres Weges und sagte der Großmutter, daß sie den Wolf gesehen, daß er ihm guten Tag gewünscht, aber so böse aus den Augen geguckt

hätte: „Wenn's nicht auf offener Straße gewesen, er hätte mich gefressen.“ — „Komm“, sagte die Großmutter, „wir wollen die Thür verschließen, daß er nicht herein kann.“ Bald danach klopfte der Wolf an und rief: „Mach' auf, Großmutter, ich bin das Rotkäppchen, ich bringe dir Gebackenes.“ Sie schwiegen aber still und machten die Thür nicht auf. Da ging der Böse etlichemal um das Haus und sprang endlich aufs Dach und wollte warten, bis Rotkäppchen abends nach Haus ging, dann wollte er ihm nachschleichen und es in der Dunkelheit fressen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun stand vor dem Haus ein großer Steintrog, da sprach sie zu dem Kind: „Hol' den Eimer, Rotkäppchen, gestern habe ich Würste gekocht, da trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog.“ Rotkäppchen trug so lange, bis der große, große Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte und anfing zu rutschen. So rutschte er vom Dach herab und gerade in den großen Trog hinein und ertrank. Rotkäppchen aber ging fröhlich nach Haus, und es that ihm niemand etwas zuleide.



Allerlei-Rauh.

Es war einmal ein König, dessen Frau hatte Haare von lauterem Gold und war so schön, daß sich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: „Wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht ebenso schön ist, als ich bin, und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen.“ Nachdem es ihr der König versprochen hatte, that sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit gar nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Räte: „Es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben.“ Nun wurden Boten weit und breit umhergeschickt, um eine Braut zu suchen, die so schön wäre, als es die verstorbene Königin gewesen. Es war aber keine Königstochter in der Welt so schön, und wenn sie's auch gewesen wäre, so waren doch solche goldene Haare nicht mehr zu finden. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön

.hre verstorbene Mutter und hatte auch solche goldene Haare. sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin gliche. Da : er eine heftige Liebe zu ihr und sprach zu seinen Räten: will meine Tochter heiraten, denn sie ist das Ebenbild :r verstorbenen Frau, und sonst kann ich doch keine Braut Erden finden. Als die Räte das hörten, erschraken sie und)en: „Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter :et, und aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen.“ Tochter erschrak auch, als sie von der Absicht ihres Vaters hoffte aber den König noch von seinem Vorhaben abzu- en. Da sagte sie zu ihm: „Ehe ich Euern Wunsch erfülle, ich erst drei Kleider haben, eins so golden wie die Sonne, so silbern wie der Mond und eins so glänzend als die ıe; ferner verlang' ich einen Mantel, von tausenderlei Pelz Rauhwerk zusammengesetzt, zu welchem ein jedes Tier aus n Reich ein Stück von seiner Haut gegeben hat.“ Dabei : sie, das ist anzuschaffen ganz unmöglich, und dann muß Vater von seinen Gedanken ablassen. Der König aber ıicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reich :n die drei Kleider weben, eins so golden als die Sonne, so silbern als der Mond und eins so glänzend als die ıe; und seine Jäger mußten alle Tiere in seinem Reich ıgen und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen, daraus ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht. Und wie fertig war, ließ es der König zu ihr bringen und sprach: :gen soll die Hochzeit sein.“

Als nun die Königstochter sah, daß keine Hoffnung m
war, ihres Vaters Herz umzuwenden, so faßte sie den E
schluß zu entfliehen. In der Nacht, wie alles schlief, stand
auf und nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei: einen golde
Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes Haspelch
die drei Kleider von Sonne, Mond und Sterne that sie
eine Nußschale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an
machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann be
sie sich Gott, ging fort und ging die ganze Nacht, bis
in einen großen Wald kam. Und weil sie so müde war, s
sie sich in einen hohlen Baum und schlief ein.

Sie schlief aber noch immer, als es schon hoher Tag n
Da trug es sich zu, daß der König, dem der Wald gehö
darin jagte und seine Hunde zu dem Baum kamen, die schnup
ten und liefen daran herum und bellten. Sprach der Kö
zu den Jägern: „Seht doch, was dort für ein Wild sich
steckt hat!“ Die Jäger gingen hin und kamen wieder
sprachen: „In dem hohlen Baum liegt ein wunderliches T
das wir nicht kennen und noch nicht gesehen haben; an se
Haut ist tausenderlei Pelz, es liegt aber und schläft.“ Sp
der König: „Seht zu, ob ihr's lebendig fangen könnt, d
bindet's auf den Wagen und nehmt's mit.“ Da packten es
Jäger, davon erwachte das Mädchen, erschrak und sprach: „
bin ein armes Kind, das Vater und Mutter verlassen ha
erbarmt euch mein und nehmt mich mit.“ Da sprachen
„Ja, Allerlei-Rauh, du bist gut für die Küche, komm
mit, da kannst du die Asche zusammenkehren.“ Also setzten

es auf den Wagen und fuhren es heim ins königliche Schloß. Dort wiesen sie ihm ein Ställchen unter der Treppe, wo kein Tageslicht hinkam, und sagten: „Rauhtierchen, da kannst du wohnen und schlafen.“ Dann wurde es in die Küche geschickt, da trug es Holz und Wasser, schürte das Feuer, rupfte das Federvieh, belas das Gemüs, kehrte die Asche und that alle schlechte Arbeit.

Da lebte Allerlei-Rauh lange Zeit recht armselig. Ach! du schöne Königstochter, wie soll's mit dir noch werden! Es geschah aber einmal, daß ein Fest im Schloß gefeiert wurde, da sprach sie zum Koch: „Darf ich ein wenig hinauf gehen und zusehen? Ich will mich außen vor die Thür stellen.“ Antwortete der Koch: „Ja, geh nur hin, aber in einer halben Stunde mußt du wieder hier sein und die Asche zusammentragen.“ Da nahm sie ihr Öllämpchen, ging in ihr Ställchen, zog den Pelzrock aus und wusch sich den Ruß von dem Gesicht und den Händen ab, daß ihre Schönheit hervorkam, recht wie die Sonne aus den Wolken. Dann machte sie die Nuß auf und holte ihr Kleid hervor, das wie die Sonne glänzte. Und wie das geschehen war, ging sie hinauf zum Fest, und alle traten ihr aus dem Weg, denn niemand kannte sie und meinten nicht anders, als daß es eine Königstochter wäre. Der König aber kam ihr entgegen, reichte ihr die Hand, tanzte mit ihr und dachte in seinem Herzen: „So schön habe ich noch keine gesehen.“ Als der Tanz zu Ende war, verneigte sie sich, und wie sich der König umsah, war sie verschwunden, und niemand wußte wohin. Die Wächter wurden gerufen, die vor dem Schlosse standen, aber sie hatten niemand erblickt.

Sie war aber in ihr Ställchen gelaufen, hatte geschwind ihr Kleid ausgezogen, Gesicht und Hände schwarz gemacht und den Pelzmantel umgethan und war wieder Allerlei-Rauh. Als sie nun in die Küche kam, an ihre Arbeit gehen und die Asche zusammenkehren wollte, sprach der Koch: „Laß das gut sein bis morgen und koch' da die Suppe für den König, ich will auch einmal ein bißchen oben zugucken; aber laß mir kein Haar hineinfallen, sonst kriegst du in Zukunft nichts mehr zu essen!“ Da ging der Koch fort, und Allerlei-Rauh kochte die Suppe für den König und kochte eine Brotsuppe so gut sie es konnte, und wie sie fertig war, holte sie in dem Ställchen ihren goldenen Ring und legte ihn in die Schüssel, in welcher die Suppe angerichtet ward. Als der Tanz zu Ende war, ließ sich der König die Suppe bringen und aß sie, und sie schmeckte ihm so gut, daß er meinte, niemals eine so gute Suppe gegessen zu haben. Wie er aber auf den Grund kam, sah er da einen goldenen Ring liegen und konnte nicht begreifen, wie er dahin geraten war. Da befahl er, der Koch sollte vor ihn kommen. Der Koch erschrak, wie er den Befehl hörte, und sprach zu Allerlei-Rauh: „Gewiß hast du ein Haar in die Suppe fallen lassen, wenn's wahr ist, so kriegst du Schläge.“ Als er vor den König kam, fragte dieser, wer die Suppe gekocht hätte. Antwortete der Koch: „Ich habe sie gekocht.“ Der König aber sprach: „Das ist nicht wahr, denn sie war anders und viel besser gekocht als sonst.“ Antwortete er: „Ich muß es gestehen, daß ich sie nicht gekocht habe, sondern das Rauhtierchen.“ Sprach der König: „Laß es heraufkommen“; und als Allerlei-Rauh kam,

fragte er: „Wer bist du?“ „Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und Mutter mehr hat“, antwortete es. Fragte er weiter: „Wozu bist du in meinem Schloß?“ Antwortete es: „Ich bin zu nichts gut, als daß mir die Stiefel um den Kopf geworfen werden.“ Fragte er weiter: „Wo hast du den Ring her, der in der Suppe war?“ Antwortete es: „Von dem Ring weiß ich nichts.“ Also konnte der König nichts erfahren und mußte es wieder fortschicken.

Über eine Zeit war wieder ein Fest, da bat Allerlei-Rauh den Koch wie das vorige Mal um Erlaubnis, zusehen zu dürfen. Antwortete er: „Ja, aber komm in einer halben Stunde wieder und koch' dem König die Brotsuppe, die er so gern ißt.“ Da lief es in sein Ställchen, wusch sich geschwind und nahm aus der Nuß das Kleid, das so silbern war als der Mond, und that es an. Da ging sie wie eine Königstochter hinauf, und der König trat ihr entgegen und freute sich, daß er sie wiedersah, und weil eben der Tanz anhub, so tanzten sie zusammen. Wie aber der Tanz zu Ende war, verschwand sie wieder so schnell, daß der König nicht bemerken konnte, wo sie hinging. Sie sprang aber in ihr Ställchen, machte sich wieder zum Rauhtierchen und ging in die Küche, die Brotsuppe zu kochen. Als der Koch oben war, holte es das goldene Spinnrad und that es in die Schüssel, so daß die Suppe darüber angerichtet wurde. Danach ward sie dem König gebracht, der aß sie, und sie schmeckte ihm so gut wie das vorige Mal, und ließ den Koch kommen, der mußte wieder gestehen, daß Allerlei-Rauh die Suppe gekocht. Allerlei-Rauh kam da wieder vor den König,

aber sie antwortete, daß sie nur dazu da sei, daß ihr die Stiefel an den Kopf geworfen würden und daß sie von dem goldenen Spinnrädchen gar nichts wisse.

Als aber der König zum drittenmal ein Fest anstellte, da ging es nicht anders als die vorigen Male. Der Koch sprach zwar: „Du bist eine Hexe, Rauhtierchen, und thust immer etwas in die Suppe, davon sie so gut wird und dem König besser schmeckt als meine.“ Doch weil es so bat, so ließ er es auf die bestimmte Zeit hingehen. Nun zog es sein Kleid an, das wie die Sterne glänzte, und trat damit in den Saal. Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen wäre. Und während er tanzte, steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldenen Ring an den Finger und hatte befohlen, daß der Tanz recht lange währen sollte. Wie er zu Ende war, wollte er sie an den Händen festhalten, aber sie riß sich los und sprang so geschwind unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand. Sie lief, was sie konnte, in ihr Ställchen unter der Treppe, weil sie aber zu lange und über die halbe Stunde geblieben war, so konnte sie das schöne Kleid nicht ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber, und in der Eile machte es sich auch nicht ganz rußig, sondern ein Finger blieb weiß. Allerlei-Rauh lief nun in die Küche, kochte dem König die Brotsuppe und legte, wie der Koch fort war, den goldenen Haspel hinein. Der König, als er ihn auf dem Grund fand, ließ Allerlei-Rauh wieder rufen, da erblickte er den weißen Finger und sah den Ring, den er im Tanze ihr angesteckt hatte. Da ergriff er sie an der

Hand und hielt sie fest, und als sie sich losmachen und fortspringen wollte, that sich der Pelzmantel ein wenig auf, und das Sternenkleid schimmerte hervor. Da faßte der König den Mantel und riß ihn ab, und die goldenen Haare und der ganze herrliche Anzug kamen hervor. Da konnte sie sich nicht mehr verbergen und wischte Ruß und Asche aus ihrem Gesicht; da war sie die schönste Königstochter, die je auf Erden gegangen ist. Der König aber sprach: „Du bist meine liebe Braut, und wir scheiden nimmermehr voneinander.“ Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod.



Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst so soll der Lohn sein!" und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andre setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem munteren Pferde vorbeitrabte. „Ach", sprach Hans ganz laut, „was das Reiten ein schönes Ding ist! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuhe und kommt fort, er weiß nicht wie!" Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?" „Ach, da muß ich den Klumpen heimtragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerade halten, und es drückt mir auch auf die Schulter." „Weißt du was", sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen, ich gebe dir mein

Pferd und du gibst mir deinen Klumpen.“ „Von Herzen gern“, sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold, half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp! rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an, mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lobe ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäbe ich drum, wenn ich so eine Kuh hätte!“ „Nun“, sprach der Bauer, „geschieht Euch ein so großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen.“ Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb nun seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Habe ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; habe ich Durst, so melke ich meine Kuh und trinke Milch: Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Dinge ist zu helfen", dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum und stellte seine Ledermütze unter, aber so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche?" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch; die Kuh wird Euch wohl keine Milch geben,

das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei", sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier im Haus abschlachten kann, was gibt das für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte, das schmeckt anders, dabei noch die Würste!" „Hört, Hans", sprach da der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und Euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft", sprach Hans, übergab ihm die Kuh und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge: begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursche zu ihm, der trug eine schöne, weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, ihm von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursche sagte, daß er die Gans zu einem Kindtaufsschmaus bringe: „Hebt einmal", fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie sie schwer ist! Sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja", sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursche nach allen Seiten ganz bedenklich um und schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört", fing er darauf an, „mit Eurem

Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stalle gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch damit fänden, das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang: „Ach Gott", sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum besseren Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans." „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen", antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenwege fort. Der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege", sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch, erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraussträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr, und endlich die schönen weißen Federn, die lasse ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter für eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren und sang zu seiner schnurrenden Arbeit:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind!"

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's auch wohl, weil Ihr so lustig bei

Eurem Schleifen seid.“ „Ja“, antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber, wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?“ — „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ — „Und das Schwein?“ — „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt.“ — „Und die Kuh?“ — „Die hab' ich für ein Pferd bekommen.“ — „Und das Pferd?“ — „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben.“ — „Und das Gold?“ — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt“, sprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht.“ „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich, dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andre findet sich schon von selbst. Da hab' ich einen, der ist ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben, wollt Ihr das?“ „Wie könnt Ihr noch fragen“, antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; hab' ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da zu sorgen!“ und reichte ihm die Gans hin. „Nun“, sprach der Schleifer und hob einen schweren, gewöhnlichen Feldstein, der neben ihm lag, auf: „Da habt Ihr auch noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter, seine Augen leuchteten vor Freude, und er sprach für sich: „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein, alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich um und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen und auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sei das einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt. „So glücklich wie ich“, rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Dornröschen.

Vor Zeiten waren ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Krebs aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden: ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Krebs vorausgesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen; das Fest wurde mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende ging, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andre mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allem, was Herrliches auf der Welt ist. Als elf ihre Wünsche eben gethan hatten, kam die dreizehnte

herein, die nicht eingeladen war und sich dafür rächen wollte. Ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, trat sie hin zur Wiege des Kindes und rief: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen." Damit kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alles war aufs tiefste erschrocken, da trat die zwölfte der Frauen hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte; zwar konnte sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, aber sie konnte ihn doch mildern und sprach: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt."

Der König hoffte sein liebes Kind noch vor dem Ausspruch zu bewahren und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich abgeschafft werden sollten. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weisen Frauen erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür. In dem Schloß steckte ein gelber Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei, du altes Mütterchen", sprach die Königstochter, „was machst du da?" „Ich spinne", sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Wie das Ding



Dornröschen.

herumspringt!" sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so ging die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung, und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder auf ein Bett, das da eben stand, und versank in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief, und alles, was lebendigen Odem hatte, ward still und schlief. Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen, und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich.

Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land. Dem erzählte ein alter Mann von der Dornen-

hecke: es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, mit dem ganzen Hofstaat schlafe. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen." Der Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf. Nun waren aber gerade an dem Tag, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurchging; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah den ganzen Hofstaat daliegen und schlafen und oben drüber den König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Thür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er

ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, und der Braten fing wieder an zu brutzeln; der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.



Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andre klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen.“ Der Reiche, als er an seine Thür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Herr antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann an vom Haupt bis zu den Füßen, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden herbergen, der an meine Thür klopfte, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Unterkommen.“ Schlug damit

sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, da klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben: „Es ist schon finster“, sagte er, „und heute könnt Ihr doch nicht weiterkommen.“ Da gefiel es dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorlieb nehmen; sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und während sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bißchen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit, und es schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör', lieber Mann, wir wollen uns heute nacht eine Streu dahin machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ „Von Herzen gern“, antwortete er, „ich will's ihm anbieten“, ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott aber wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, doch ließen sie nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tage schon auf und kochten

dem Gaste ein warmes Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein hereinschien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Thür stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solange wir leben, gesund sind und unser notdürftiges, tägliches Brot haben; für's dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da sagte der Mann, ja, wenn das ging, wär's ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus stehen statt der alten Hütte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern abend stand dort eine elende Hütte und nun ist's ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber und hör', wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen aus, der erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot und statt unsrer alten Hütte ein schönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie fort und er-

zählte es ihrem Manne, der sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen, hätte ich das gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Eil' dich“, sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen, er hätte den Schlüssel zur Hausthür gesucht, unterdessen wäre er weggegangen; aber wenn er zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja“, sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will es thun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte wie sein Nachbar. Ja, sagte der liebe Gott, das dürfe er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reite nur heim, und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte; wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und sprach in Ungeduld: „Ei, so wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!“ und wie er das Wort ausgesprochen, plumps! fiel er auf die Erde, und das Pferd lag tot und regte

sich nicht mehr. Damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahinging durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Mute, der Sattel drückte ihn dazu auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. Wenn er meinte, er hätte etwas, da schien's ihm hernach doch viel zu wenig und gering. Da kam's ihm so in die Gedanken, wie es seine Frau jetzt gut habe, die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohlschmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollt', die säß daheim auf dem Sattel und könnt' nicht herunter, statt daß ich ihn da auf dem Rücken schleppe." Und wie die Worte zu Ende waren, da war der Sattel von seinem Rücken fort, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, da sitzt seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib' da sitzen." Sie antwortete aber: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch

wieder herunterhelfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte, und der ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.



Die kluge Bauerstochter.

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine einzige Tochter. Da sprach die Tochter: „Wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Rodeland bitten.“ Da der König ihre Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Eckchen Rasen, den hackten sie und ihr Vater um und wollten ein wenig Korn und derart Frucht darauf säen. Als sie ihn beinahe herum hatten, da fanden sie in der Erde einen Mörser von purem Gold. „Hör'“, sagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unser König so gnädig gewesen ist und uns den Acker geschenkt hat, so müssen wir ihm den Mörser wiedergeben.“ Die Tochter aber wollte es nicht bewilligen und sagte: „Vater, wenn wir den Mörser haben und haben den Stößer nicht, dann müssen wir auch den Stößer schaffen, darum schweigt lieber still.“ Er wollte ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörser, trug ihn zum Herrn König und sagte, den hätte er in der Heide gefunden. Der König nahm den Mörser und fragte, ob er nichts mehr gefunden. „Nein“, sprach der Bauer. Da sagte der König, er sollte nun auch den Stößer herbeischaffen. Der Bauer sprach, den hätten sie nicht gefunden;

aber das half ihm so viel, als hätte er's in den Wind gesagt, er ward ins Gefängnis gesetzt und sollte so lange da sitzen, bis er den Stößer herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt. Da hörten sie, wie der Mann in einem fort schrie: „Ach! hätt' ich meiner Tochter gehorcht! Ach! ach! hätt' ich meiner Tochter gehorcht!" Die Bedienten gingen zum König und sagten, wie der Gefangene fortwährend schrie: „Ach! hätt' ich doch meiner Tochter gehorcht!" und nicht essen und trinken wollte. Da befahl er den Bedienten, sie sollten ihn vor ihn bringen, und da fragte der Herr König, warum er fortwährend schreie: „Ach! hätt' ich meiner Tochter gehorcht!" „Was hat Eure Tochter denn gesagt?" — „Ja, sie hat gesprochen, ich sollte den Mörser nicht bringen, denn sonst müßte ich auch den Stößer schaffen." „Habt Ihr denn so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen." Also mußte sie vor den König kommen; der fragte sie, ob sie denn so klug wäre, und sagte, er wollte ihr ein Rätsel aufgeben, wenn sie das treffen könnte, dann wollte er sie heiraten. Da sprach sie, ja, sie wollte es erraten. Der König sagte: „Komm zu mir nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heiraten." Da ging sie hin und zog sich splitternackend aus, da war sie nicht gekleidet, nahm ein großes Fischgarn, setzte sich hinein und wickelte sich hinein, da war sie nicht nackend, borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, daran er sie fortschleppen mußte, das war nicht geritten und

nicht gefahren. Nun mußte sie der Esel in das Fahrgeleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, das war nicht in dem Weg und nicht außer dem Weg. Wie sie so daherkam, sagte der König, sie hätte das Rätsel getroffen und es sei alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis, nahm sie zu sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche mit Ochsen, etliche mit Pferden. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, wovon eins ein junges Füllchen kriegte. Das lief weg und legte sich an einen Wagen, vor welchem zwei Ochsen waren, mittendrein. Als nun die Bauern zusammenkamen, fingen sie an, sich zu zanken, zu schmeißen und zu lärmen. Der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte, die Ochsen hätten es gehabt, der andre sagte, nein, seine Pferde hätten es gehabt und es wär' sein. Der Zank kam vor den König, und der that den Ausspruch, wo das Füllen gelegen hätte, da sollte es auch bleiben. Also bekam's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andre weg, weinte und lamentierte über sein Füllchen. Nun hatte er gehört, daß die Königin so gnädig sei, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre, ging zu ihr und bat sie, ob sie ihm nicht helfen könne, daß er sein Füllchen wiederbekäme. Da sagte sie: „Ja, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr mich nicht verraten wollt, will ich's Euch sagen: morgen früh, wenn der König auf der Wacht-

parade ist, stellt Euch hin mitten in die Straße, wo er vorbeikommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und thut, als fischtet Ihr, und fischt also fort und schüttet es aus, als wenn Ihr's voll hättet." Sie sagte ihm auch, was er antworten sollte, wenn er vom Könige gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tage da und fischte auf einem trockenen Platze. Wie der König vorbeikam und das sah, schickte er seinen Läufer hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vorhabe. Da gab er zur Antwort: „Ich fische." Der Läufer fragte, wie er fischen könnte, es wäre ja kein Wasser da. Darauf sagte der Bauer: „So gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platze fischen." Da ging der Läufer hin und brachte dem König die Antwort. Dieser ließ den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte, und sollt's gleich bekennen. Der Bauer aber wollt's nicht thun und sagte immer, Gott bewahr! er hätt' es von sich. Sie banden ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangsalten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau: „Warum bist du so falsch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin: deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du gekommen bist, in dein Bauernhäuschen." Doch erlaubte er ihr eins: sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen, was sie wüßte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte: „Ja, lieber Mann, wenn du's so befiehlst, will ich es auch thun", und fiel über ihn her, küßte ihn und sprach, sie wollte Abschied von ihm

nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken, der König that einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf, und als sie das sah, rief sie einen Bedienten, nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein. Die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor die Thür tragen, dann fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Dort legte sie ihn auf ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort. Als er aufwachte, sah er sich um und sagte: „Ach Gott! wo bin ich denn?“ und rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte: „Lieber Herr König, Ihr habt mir befohlen, ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun habe ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da habe ich dich mitgenommen.“ Der König sagte: „Liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein“, nahm sie wieder mit ins königliche Schloß, ließ sich aufs neue mit ihr vermählen, und so werden sie ja wohl noch heutigestags leben.



Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch, da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja“, sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.“ „Was muß ich thun?“ fragte der Bauer. „Erstlich kauf dir ein ABC=Buch, so eins, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; mach' deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff' dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ‚Ich bin der Doktor Allwissend‘, und das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert, aber noch nicht viel, ward einem reichen, großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch

wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre. Ja, der wäre er. So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wiederschaffen. O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit. Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide sich in den Wagen setzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt; da sollte er erst mitessen. „Ja, aber meine Frau, die Grete, auch“, sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste.“ Er meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen, das ist der erste Dieb, und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an; er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie der nun mit seiner Schüssel hereinkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte,

rief er: „Da! er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten es ja gern herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein ABC-Buch auf, blätterte darin hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus." Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles!" Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.



König Drosselbart.

Ein König hatte eine Tochter, die war wunderschön, aber stolz und übermütig, so daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und lud dazu alle heiratslustigen Männer ein. Sie wurden in eine Reihe, nach ihrem Rang und Stand geordnet: erst kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiherren, zuletzt die Edelleute. Nun wurde die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der eine war ihr zu dick: „das Weinfaß!" sprach sie. Der andre zu lang: „lang und schwank hat keinen Gang!" der dritte zu kurz: „kurz und dick hat kein Geschick!" der vierte zu blaß: „der bleiche Tod!" der fünfte zu rot: „der Zinshahn!" der sechste war nicht gerade genug: „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!" und so hatte sie an einem jeden etwas auszusetzen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei", rief sie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Drossel einen Schnabel!" und seit der Zeit bekam er den

Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts that, als über die Leute spotten, und alle Freier, die da versammelt waren, verschmähte, ward er zornig und schwur, sie sollte den ersten, besten Bettler zum Mann nehmen, der vor seine Thür käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu erwerben. Als es der König hörte, sprach er: „Laßt ihn heraufkommen!“ Da trat ein Spielmann in schmutziger und verlumpter Kleidung herein, sang vor dem König und seiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir da meine Tochter zur Frau geben will.“ Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „Ich habe den Eid gethan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sich's nicht weiter, daß du in meinem Schloß bleibst, du kannst nur mit deinem Manne fortziehen.“

Der Bettelmann nahm sie mit hinaus, und sie kamen in einen großen Wald; da fragte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?“
„Der gehört dem König Drosselbart:
hätt'st du'n genommen, so wär' er dein!“
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne, große Wiese?“
„Sie gehört dem König Drosselbart:
hätt'st du'n genommen, so wär sie dein!“
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört wohl die schöne große Stadt?“
„Sie gehört dem König Drosselbart:
hätt'st du'n genommen, so wär sie dein!“
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt' ich genommen den König Drosselbart!“

„Das gefällt mir gar nicht“, sprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern zum Mann wünschest, bin ich dir nicht gut genug?“ Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach Gott! was für ein Häuselein!
Wem mag das elende, winzige Häuschen sein?“

Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen.“ „Wo sind die Diener?“ sprach die Königstochter. „Was, Diener!“ antwortete der Bettelmann, „du mußt dir selber thun, was du willst gethan haben. Mach' nur gleich Feuer an und stell' Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst, ich bin ganz müde.“ Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost gegessen hatten, legten sie sich zu Bett; aber am Morgen trieb er sie schon ganz früh heraus, weil sie



König Drosselbart.

das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht genug und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen; du sollst Körbe flechten.“ Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim. Da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. „Ich sehe, das geht nicht“, sprach der Mann, „spinn lieber, vielleicht kannst du das besser.“ Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunterlief. „Siehst du“, sprach der Mann, „du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen, du sollst dich auf den Markt setzen und die Ware feil halten.“ „Ach“, dachte sie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich da sitzen und feil halten, wie werden sie mich verspotten!“ Aber es half nichts, sie mußte hin, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erste Mal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie so schön war, gern ihre Ware ab und bezahlten, was sie forderte; ja viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie von dem Erworbenen, solange es dauerte; da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein, und sie setzte sich an eine Ecke des Marktes, stellte es um sich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Husar dahergejagt und ritt geradezu in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte nicht

vor Angst, was sie anfangen sollte. „Ach, wie wird mir's ergehen!" rief sie. „Was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann. „Laß nur das Weinen. Ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen; da bin ich in unsres Königs Schloß gewesen und habe gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen, dafür bekommst du freies Essen."

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit thun. Sie machte sich an beiden Seiten in den Taschen ein Töpfchen fest, darin trug sie, was sie von dem Übriggebliebenen erhielt, nach Haus, und sie lebten zusammen davon. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saalthür und sah zu. Als nun alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal, und verwünschte ihren Hochmut und Übermut, der sie in diese Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein- und ausgetragen wurden, erhielt sie von den Dienern manchmal etwas geschenkt, das that sie in ihre Töpfchen und wollte es heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn daher, in Samt und Seide gekleidet und mit goldenen Ketten um den Hals; und als er die schöne Frau in der Thür stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen. Aber sie wollte nicht und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart

war, der um sie gefreit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Als sie sich sträubte, zog er sie herein, da ging das Band auf, welches die Taschen hielt, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Thür und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein, brachte sie zurück, und wie sie ihn ansah, war es der König Drosselbart selbst, der sprach: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins, dir zuliebe habe ich mich so verstellt, und der Husar, der dir die Töpfe entzweigeritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen stolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmut, womit du mich verspottet hast, zu strafen. Nun aber ist's vorüber, und jetzt soll unser Hochzeitsfest sein." Da kamen die Kammerfrauen und thaten ihr die prächtigsten Kleider an, ihr Vater kam und der ganze Hof und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart, und die rechte Freude fing jetzt erst an. Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen.



Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ — „Das ist der König der Vögel“, sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen“; es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist“, sagte der Bär, „möchte ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ' mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst“, sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gern nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?“ sagte der Bär. „Das ist ein elender Palast! Ihr

seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder!" Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse und schrieen: „Nein, das sind wir nicht, unsre Eltern sind ehrliche Leute! Bär, das soll ausgemacht werden mit dir." Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrieen und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir essen kein Fliegenbeinchen und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist dagewesen und hat uns gescholten." Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden." Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? Das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen." Also war dem Bären der Krieg angekündigt und ward von ihm alles vierfüßige Getier berufen: Ochse, Esel, Rind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel, groß und klein, auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo sich der Feind versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der Schlaueste unter allem Getier,

du sollst General sein und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?" Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen, langen, bauschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch. Wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt drauf los marschieren, laß ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft, was ihr könnt." Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hui! da kam das vierfüßige Getier dahergerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde; und sie gingen da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußte er ihn einen Augenblick herunterlassen, beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen." Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht. Der Bär soll

erst vors Nest kommen und Abbitte thun und sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte, und darauf setzten sich die jungen Zaunkönige zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.



Die klugen Leute.

Eines Tages holte ein Bauer seinen hagebüchenen Stock aus der Ecke und sprach zu seiner Frau: „Trine, ich gehe jetzt über Land und komme erst in drei Tagen wieder zurück. Wenn der Viehhändler in der Zeit bei uns einspricht und will unsre Kühe kaufen, so kannst du sie losschlagen, aber nicht anders als für zweihundert Thaler, geringer nicht; hörst du wohl?" „Geh nur in Gottes Namen", antwortete die Frau, „ich will das schon machen." „Ja, du", sprach der Mann, „du bist als kleines Kind einmal auf den Kopf gefallen, das hängt dir bis auf diese Stunde nach. Aber das sage ich dir, machst du dummes Zeug, so streiche ich dir den Rücken blau an, und das ohne Farbe, bloß mit dem Stocke, den ich da in der Hand habe, und der Anstrich soll ein ganzes Jahr halten; darauf kannst du dich verlassen." Damit ging der Mann seiner Wege.

Am andern Morgen kam der Viehhändler, und die Frau brauchte nicht viel Worte mit ihm zu machen. Als er die Kühe besehen hatte und den Preis vernahm, sagte er: „Das gebe ich gern, so viel sind sie unter Brüdern wert. Ich will die Tiere gleich mitnehmen." Er machte sie von der Kette los und trieb

sie aus dem Stall. Als er zum Hofthor hinaus wollte, so faßte ihn die Frau am Ärmel und sprach: „Ihr müßt mir erst die zweihundert Thaler geben, sonst kann ich Euch nicht gehen lassen.“ „Richtig“, antwortete der Mann, „ich habe nur vergessen meine Geldkatze umzuschnallen. Aber macht Euch keine Sorge, Ihr sollt Sicherheit haben, bis ich zahle; zwei Kühe nehme ich mit, die dritte lasse ich Euch zurück, so habt Ihr ein gutes Pfand.“ Der Frau leuchtete das ein, sie ließ den Mann mit seinen Kühen abziehen und dachte: „Wie wird sich der Hans freuen, wenn er sieht, daß ich es so klug gemacht habe.“ Der Bauer kam am dritten Tag, wie er gesagt hatte, nach Haus und fragte gleich, ob die Kühe verkauft wären. „Freilich, lieber Hans“, antwortete die Frau, „und wie du gesagt hast, für zweihundert Thaler. So viel sind sie kaum wert, aber der Mann nahm sie ohne Widerrede.“ „Wo ist das Geld?“ fragte der Bauer. „Das Geld habe ich noch nicht“, antwortete sie, „er hatte gerade seine Geldkatze daheim gelassen, wird's aber bald bringen; er hat mir ein gutes Pfand zurückgelassen.“ „Was für ein Pfand?“ „Eine von den drei Kühen, die kriegt er nicht eher, bis er die andern bezahlt hat. Ich habe es klug gemacht; ich habe die kleinste zurückbehalten, die frißt am wenigsten.“ Der Bauer ward zornig, hob seinen Stock in die Höhe und wollte ihr den verheißenen Anstrich geben. Plötzlich ließ er ihn sinken und sagte: „Du bist die dümmste Gans, die auf Gottes Erdboden herumwackelt, aber du dauerst mich. Ich will auf die Landstraße hinausgehen und drei Tage lang warten, ob ich jemand finde, der noch einfältiger ist, als du bist. Glückt mir's,

so sollst du frei sein, finde ich ihn aber nicht, so sollst du deinen wohlverdienten Lohn ohne Abzug erhalten."

Er ging hinaus auf die große Straße, setzte sich auf einen Stein und wartete auf die Dinge, die kommen sollten. Da sah er einen Leiterwagen heranfahren, und eine Frau stand mitten darauf, statt auf dem Gebund Stroh zu sitzen, das neben ihr lag, oder neben den Ochsen her zu gehen und sie zu leiten. Der Bauer dachte: „Das ist wohl eine, wie du sie suchst", sprang auf und lief vor dem Wagen hin und her, wie einer, der nicht recht gescheit ist. „Was habt Ihr vor, Gevatter?" sprach die Frau, „ich kenne Euch nicht, wo kommt Ihr her?" „Wie sollt Ihr mich auch kennen, ich bin von dem Himmel heruntergefallen", antwortete er, „und weiß nicht, wie ich wieder hinkommen soll; könnt Ihr mich nicht hinauffahren?" „Nein", sagte die Frau, „ich weiß den Weg nicht. Aber wenn Ihr aus dem Himmel kommt, so könnt Ihr mir wohl sagen, wie es meinem Mann geht, der schon seit drei Jahren dort ist; Ihr habt ihn gewiß gesehen." „Ich habe ihn wohl gesehen, aber es kann nicht allen Menschen gut gehen. Er hütet die Schafe, und das liebe Vieh macht ihm viel zu schaffen; das springt auf die Berge und verirrt sich in der Wildnis, da muß er hinterher laufen und es wieder zusammentreiben. Abgerissen ist er auch, und die Kleider werden ihm bald vom Leib fallen. Schneider gibt es dort auch nicht, der heilige Petrus läßt keinen hinein, wie Ihr aus dem Märchen wißt." „Wer hätte sich das gedacht", rief die Frau, „ich will Euch seinen Sonntagsrock holen, der hängt daheim noch im Schrank, den kann er mit Ehren tragen.

Ihr seid so gut und nehmt ihn mit.“ „Das geht nicht wohl“, antwortete der Bauer, „Kleider darf man nicht in den Himmel bringen, die werden einem vor dem Thor abgenommen.“ „Wißt Ihr was“, sprach die Frau, „ich habe eben meinen schönen Weizen verkauft und ein hübsches Geld dafür bekommen, das will ich ihm schicken. Wenn Ihr den Beutel in die Tasche steckt, so wird's kein Mensch gewahr.“ „Kann's nicht anders sein“, erwiderte der Bauer, „so will ich Euch wohl den Gefallen thun.“ „So bleibt nur da sitzen“, sagte sie, „ich will heimfahren und den Beutel holen; ich bin bald wieder da, ich setze mich nicht auf das Bund Stroh, sondern stehe auf dem Wagen, so hat's das arme Vieh leichter.“ Sie trieb ihre Ochsen an, und der Bauer dachte: „Sie hat Anlage zur Narrheit, bringt sie das Geld wirklich, so kann meine Frau von Glück sagen, denn sie kriegt keine Schläge.“ Es dauerte nicht lange, so kam sie gelaufen und brachte das Geld, steckte es ihm selbst in die Tasche, und ehe sie wegging, dankte sie ihm noch tausendmal für seine Gefälligkeit.

Als die Frau wieder heimkam, fand sie ihren Sohn, der aus dem Feld zurückgekehrt war. Sie erzählte ihm, was sie für unerwartete Dinge erfahren hätte, und setzte dann hinzu: „Ich freue mich recht, daß ich Gelegenheit gefunden habe, meinem armen Mann etwas zu schicken; wer hätte sich vorgestellt, daß er im Himmel an etwas Mangel leiden würde.“ Der Sohn war in der größten Verwunderung. „Mutter“, sagte er, „so eins aus dem Himmel kommt nicht alle Tage, ich will gleich hinaus und sehen, ob ich den Mann nicht finde; der muß mir

erzählen, wie's dort aussieht und mit der Arbeit geht.“ Er sattelte das Perd und ritt in aller Hast fort. Er fand den Bauer, der unter einem Weidenbaum saß und das Geld, das im Beutel war, zählen wollte. „Habt Ihr nicht den Mann gesehen“, rief ihm der Junge zu, „der aus dem Himmel gekommen ist?“ „Ja“, antwortete er, „der hat sich wieder auf den Rückweg gemacht und ist den Berg dort hinaufgegangen, von wo er's näher hat. Ihr könnt ihn noch einholen, wenn Ihr etwas scharf reitet.“ „Ach“, sagte der Junge, „ich habe mich den ganzen Tag abgeäschert, und der Ritt hierher hat mich vollends müde gemacht. Ihr kennt den Mann, seid so gut, setzt Euch auf mein Pferd und überredet ihn, daß er hierher kommt.“ „Aha“, meinte der Bauer, „das ist auch einer, der keinen Docht in seiner Lampe hat!“ „Warum sollte ich Euch den Gefallen nicht thun?“ sprach er, stieg auf das Pferd und ritt im stärksten Trab davon. Der Junge blieb sitzen, bis die Nacht einbrach, aber der Bauer kam nicht zurück. „Gewiß“, sprach er zu sich selbst, „hat der Mann aus dem Himmel große Eile gehabt und nicht umkehren wollen, und der Bauer hat ihm das Pferd mitgegeben, um es meinem Vater zu bringen.“ Er ging heim und erzählte seiner Mutter, was geschehen war, das Pferd habe er dem Vater geschickt, damit er nicht immer zurückzulaufen brauche. „Du hast wohl gethan“, antwortete sie, „du hast noch junge Beine und kannst zu Fuß gehen.“

Als der Bauer nach Haus gekommen war, stellte er das Pferd in den Stall neben die verpfändete Kuh, dann ging er zu seiner Frau und sagte: „Trine, das war dein Glück, ich

habe zwei gefunden, die noch einfältiger sind als du; diesmal kommst du ohne Schläge davon, ich will sie für eine andre Gelegenheit aufsparen." Dann zündete er seine Pfeife an, setzte sich in den Großvaterstuhl und sprach: „Das war ein gutes Geschäft, für zwei magere Kühe ein glattes Pferd und dazu einen großen Beutel voll Geld. Wenn die Dummheit immer so viel einbrächte, so wollte ich sie gern in Ehren halten." So dachte der Bauer, aber dir sind gewiß die Einfältigen lieber.



Sneewittchen.

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab. Da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie der Rahmen!“ Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und wurde darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andre Gemahlin. Sie war eine schöne Frau, aber stolz auf ihre Schönheit, und konnte nicht leiden, daß sie von jemand darin sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor denselben trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete er:

„Ihr, Frau Königin, seid die Schönste im Land.“

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Wie diese nun ihren Spiegel wieder fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.“

Als die Königin das hörte, erschrak sie und ward blaß vor Zorn und Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie es. Und der Neid und Hochmut wuchsen und wurden so groß in ihr, daß sie ihr Tag und Nacht keine Ruhe mehr ließen. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Führe das Kind hinaus in den wilden Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Dort sollst du's töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mit bringen.“ Der Jäger gehorchte und führte Sneewittchen hinaus. Als er nun den Hirschfänger gezogen hatte und ihm sein unschuldiges Herz durchstoßen wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, schenk' mir mein Leben; ich will in den Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen.“ Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und

sprach: „So lauf hin, du armes Kind.“ „Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben“, dachte er, und doch war's ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und weil gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Die ließ sie in ihrer Gier gleich in Salz kochen, aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Sneewittchen in dem großen Wald mutterseelenallein und ward ihm so angst, daß es alle Blättchen an den Bäumen ansah und dachte, wie es sich retten und helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie thaten ihm nichts. Es lief, solange nur die Füße noch fortkonnten, bis es bald Abend werden wollte; da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löfflein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüse und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte für es, das eine war zu lang,

das andre zu kurz, bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es nun ganz dunkel war, kamen die Herren von dem Häuslein. Das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen, denn es stand nicht so alles in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Delle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „Ei! in meinem Bettchen hat auch jemand gelegen!“ Der siebente aber, als der in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrieen vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten das Sneewittchen. „Ei, du mein Gott! Ei, du mein Gott!“ riefen sie, „was ist das Kind schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Sneewittchen“, antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, wie es seine Stiefmutter hätte wollen umbringen, der Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und da wäre es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen: kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.“ Das versprach ihnen Sneewittchen. Da hielt es ihnen Haus, morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie nach Haus, und da mußte ihr Essen bereitet sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist, und laß niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als wieder die Erste und Allerschönste zu sein, trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr!“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sie hörte, daß es über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen war, sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte, denn solange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Als sie lange nachgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht, kleidete sich wie eine alte Krämerin an und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge hinaus zu dem Zwergenhaus, klopfte an die Thür und rief: „Gute Ware feil! feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr denn zu verkaufen?“ „Gute Ware, schöne Ware“, antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben.“ Dabei holte sie einen bunten von Seide hervor und zeigte ihn. „Die gute Frau kann ich hereinlassen“, dachte Sneewittchen, „die meint's redlich“, riegelte die Thür auf und kaufte sich den bunten Schnürriemen. „Wart', Kind“, sprach die Alte, „wie bist du geschnürt! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.“ Sneewittchen dachte an nichts Böses, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren. Aber die Alte schnürte mit schnellen Fingern und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es wie tot hinfiel. „Nun ist's aus mit deiner Schönheit“, sprach das böse Weib und ging fort.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus; aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, das sich nicht regte und

nicht bewegte, als wäre es tot! Sie hoben es in die Höhe, da sahen sie, daß es zu fest geschnürt war, und schnitten den Schnürriemen entzwei; da fing es an ein wenig zu atmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge von ihm hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand anders als die Königin, hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Als sie das hörte, lief ihr das Blut all zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah, daß Sneewittchen doch wieder lebendig geworden war. Nun sann sie aufs neue, was sie anfangen wollte, um es zu töten, und machte einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm wieder die Gestalt einer armen Frau, aber einer ganz andern, an. So ging sie hinaus über die sieben Berge zum Zwergenhaus, klopfte an die Thür und rief: „Gute Ware feil! feil!“ Sneewittchen schaute heraus und sprach: „Ich darf niemand hereinlassen.“ Die Alte aber rief: „Sieh einmal die schönen Kämme“, zog den giftigen heraus und zeigte ihn. Der gefiel dem Kinde so gut, daß es sich bethören ließ

und die Thür öffnete. Als es den Kamm gekauft hatte, sprach die Alte: „Nun will ich dich auch kämmen.“ Sneewittchen dachte an nichts Böses, aber kaum hatte die Alte ihm den Kamm in die Haare gesteckt, da wirkte das Gift darin alsbald so heftig, daß es wie tot niederfiel. „Nun ist's aus mit dir“, sprach das böse Weib und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie das Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, dachten sie gleich, die böse Stiefmutter hätte es wieder umbringen wollen, suchten und fanden den giftigen Kamm. Wie sie ihn herauszogen, kam es wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Thür zu öffnen.

Die Königin aber stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Bei diesen Worten zitterte und bebte sie vor Zorn und sprach: „So soll das Sneewittchen noch sterben, und wenn es mein Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich sah er sehr schön aus

mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, eine Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu dem Haus der sieben Zwerge und klopfte an. Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die Zwerge haben mir's verboten.“ „Nun, wenn du nicht willst“, antwortete die Bäuerin, „so ist's auch gut; meine Äpfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken.“ „Nein“, sprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen.“ „Ei, du fürchtest dich wohl vor Gift; da, sieh nur, ich schneide den Apfel in zwei Teile; den roten Backen beißt du ab, ich will den weißen essen“, sprach die Alte. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen nur vergiftet war. Sneewittchen lüsterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und ließ ihn sich geben. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da sprach die Königin: „Diesmal wird dich niemand erwecken“, ging heim und fragte den Spiegel:

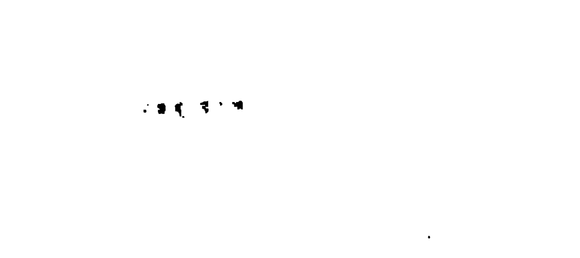
„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel endlich:

„Ihr, Frau Königin, seid die Schönste im Land!“

und ihr neidisches Herz hatte Ruhe, so gut es Ruhe haben konnte.





Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus kamen, fanden das Sneewittchen auf der Erde liegen, und regte sich kein Atem mehr, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts, das liebe Kind war und blieb tot. Sie legten es darauf in eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen roten Backen, und sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken." Sie ließen einen Sarg von Glas machen, daß man es recht sehen könnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten das Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah noch aus, als wenn es lebte und da schlief, denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Haus der Zwerge kam, da zu übernachten. Der sah auf dem Berg den Sarg und Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt."

Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochhalten wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerge Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den das Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals, und es ward wieder lebendig und richtete sich auf. Da sprach es: „Ach Gott! wo bin ich?“ Aber der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir“ und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe dich lieber, als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm das Sneewittchen gut und ging mit ihm, und zu ihrer Hochzeit ward alles mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest war aber auch Sneewittchens böse Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land.“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber die junge Königin ist noch tausendmal schöner als Ihr!“

Wie das böse Weib das hörte, erschrak sie und ward ihr so angst, daß sie es nicht sagen konnte. Sie wollte gar nicht

auf die Hochzeit kommen, und doch trieb sie der Neid, daß sie die junge Königin sehen wollte. Und wie sie hineintrat, sah sie, daß es niemand anders als Sneewittchen war, und vor Schrecken konnte sie sich nicht regen. Aber es standen schon eiserne Pantoffeln überm Kohlenfeuer, und wie sie glühten, wurden sie hereingebracht, und sie mußte die feuerroten Schuhe anziehen und tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannt wurden, und eher durfte sie nicht aufhören, als bis sie sich zu Tode getanzt hatte.



Märchen von der Unke.

I.

Ein Kind saß an einem Nachmittag vor der Hausthür auf der Erde und hatte sein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam aus einer Mauerritze hervor eine Unke gekrochen und senkte ihr Köpfchen in die Schüssel und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder und so eine Zeitlang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen und hatte seine Freude dran; und wenn es einmal mit seinem Schüsselchen dasaß und die Unke nicht gleich herbeikam, so sang es:

„Unke, Unke, komm geschwind,
Komm herbei, du kleines Ding,
Sollst dein Bröckchen haben,
An der Milch dich laben."

Da kam die Unke gelaufen und ließ es sich schmecken; sie trank aber immer nur die Milch und ließ das Brot liegen. Einmal aber, wie das Kind wieder sah, daß die Unke bloß die Milch trank und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein bißchen auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken!" Das hörte die Mutter, die gerade in der Küche stand, und als sie die Unke sah, da lief sie herbei und schlug sie tot; von dem Augenblick an ging mit dem Kinde eine Veränderung

vor. Es war seit der Zeit, da die Unke mit ihm gegessen hatte, schön und groß geworden, jetzt aber wurde es blaß und mager und ist endlich gestorben.

II.

Ein Waisenmädchen saß an der Stadtmauer und spann. Da sah sie aus einer Öffnung unter der Mauer eine Unke herkommen. Geschwind breitete sie ein blauseidenes Tuch neben sich aus, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Da nahm das Mädchen die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinst. Nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal wieder; wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor Leid ihr Häuptlein so lange dagegen, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich tot dalag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

Die Unke ruft: „Huhu! huhu!“ Kind spricht: „Komm herut!“ Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen: „Hast du Rotstrümpschen nicht gesehen?“ Unke sagt: „Ne, ik og nit: wie du denn? Huhu! huhu! huhu!“



Der arme Müllerbursche und das Kätzchen.

Drei Müllerburschen dienten einmal in einer Mühle, worin nur ein alter Müller lebte ohne Frau und Kind. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gedient hatten, sagte er zu ihnen: „Ich bin alt und will mich zur Ruhe setzen. Zieht fort, und wer mir das beste Pferd nach Haus bringt, dem will ich die Mühle geben.“ Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal! Da gingen alle drei miteinander hinaus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernen Hans: „Du kannst nur hier bleiben, du kriegst doch dein Lebtag keinen Gaul.“ Der Hans aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich schlafen. Die zwei klugen warteten, bis Hans eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort, ließen das Hänschen liegen und meinten's recht fein gemacht zu haben; ja, es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle, er guckte sich überall um und rief: „Ach Gott! wo bin ich!“ Da erhob er sich und krabbelte die Höhle hinauf, ging in den

Wald und dachte: wie soll ich nun zu einem Pferde kommen! Indem er so in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Kätzchen, sprach: „Hans, wo willst du hin?“ — „Ach! Du kannst mir doch nicht helfen.“ — „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl“, sprach das Kätzchen, „du willst einen hübschen Gaul haben, komm mit mir und sei sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner, als du dein Lebtag einen gesehen hast.“ Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schlößchen, er mußte ihr dienen und alle Tage Holz klein machen, dazu kriegte er eine Axt von Silber und die Keile und Säge waren von Silber, und der Schläger von Kupfer. Nun da machte er's klein, blieb bei ihm, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als das bunte Kätzchen. Einmal sagte es zu ihm: „Geh hin und mäh' meine Wiese und mach' das Gras trocken“ und gab ihm eine Sense von Silber und einen Wetzstein von Gold, hieß ihm aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging der Hans hin und that, was es geheißen hatte, und als er fertig war und die Sense, den Wetzstein und das Heu nach Haus brachte, fragte er, ob es ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein“, sagte die Katze, „du sollst mir erst noch einerlei thun, da ist Bauholz von Silber, Zimmeraxt, Winkeleisen und was nötig ist, alles von Silber, daraus bau' mir erst ein kleines Häuschen.“ Da baute der Hans das Häuschen fertig und sagte, er hätte nun alles gethan und noch kein Pferd; die sieben Jahre aber waren ihm herumgegangen wie ein halbes. Fragte die Katze, ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja“, sagte Hans. Da machte sie

ihm das Häuschen auf und wie sie die Thür so aufmacht, da stehen zwölf Pferde: ach, die waren ganz stolz! Die hatten geblänkt und gespiegelt, daß sich sein Herz im Leibe darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken und sprach: „Geh nun heim, denn dein Pferd geb' ich dir nicht mit; in drei Tagen aber komm' ich und bring' dir's nach." Also ging Hans heim, und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, da waren die beiden andern Müllerburschen auch wieder da, jeder hatte zwar ein Pferd mitgebracht, aber das des einen war blind und das des andern lahm. Sie fragten ihn: „Hans, wo hast du dein Pferd?" — „In drei Tagen wird's nachkommen." Da lachten sie und sagten: „Ja, du Hans, wo willst du ein Pferd herkriegen, das wird was Rechtes sein!" Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber, er sollte nicht an den Tisch kommen, er wäre zu zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn jemand herein käme. Da gaben sie ihm sein Bißchen Essen hinaus, und wie sie abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich ins Gänseställchen kriechen und sich auf ein wenig Stroh hineinlegen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, ei! die glänzten, daß es schön war, und ein Bedienter, der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerburschen. Aus der Kutsche aber stieg eine

prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Kätzchen, dem der arme Hans sieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller, wo der dritte Mahlbursch, der Kleinknecht, wäre? Da sagte der Müller: „Den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so zerrissen und liegt im Gänsestall.“ Da sagte die Königstochter, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken, um sich zu bedecken; da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Danach wollte die Jungfrau die Pferde sehen, welche die andern Mahlburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andre lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen; wie der Müller das sah, sprach er: „So eins ist mir noch nicht auf den Hof gekommen“; „und das ist für den dritten Mahlburschen“, sprach sie. „Da muß er die Mühle haben“, sagte der Müller. Die Königstochter aber sprach, „da wäre sein Pferd, er solle die Mühle auch behalten“; und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fahren erst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat: da ist ein großes Schloß und ist alles darin von Silber und Gold, und da hat sie ihn geheiratet und er war reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll keiner sagen, daß, wer albern ist, deshalb nichts Rechtes werden könne.



Der Jude im Dorn.

Ein Bauer hatte einen gar getreuen und fleißigen Knecht, der diente ihm schon drei Jahre, ohne daß er ihm seinen Lohn bezahlt hatte. Da fiel es ihm endlich bei, daß er doch nicht ganz umsonst arbeiten wollte, ging vor seinen Herrn und sprach: „Ich habe Euch unverdrossen und redlich gedient die lange Zeit, darum vertraue ich zu Euch, daß Ihr mir nun geben wollet, was mir von Gottes Recht gebührt.“ Der Bauer aber war ein Filz und wußte, daß der Knecht ein einfältiges Gemüt hatte, nahm drei Pfennige und gab sie ihm, für jedes Jahr einen Pfennig, damit wäre er bezahlt. Der Knecht meinte, ein großes Gut in Händen zu haben, und dachte: „Was willst du dir's länger sauer werden lassen, du kannst dich nun pflegen und in der Welt frei lustig machen.“ Er steckte sein großes Geld in den Sack und wanderte fröhlich über Berg und Thal.

Wie er auf ein Feld kam, singend und springend, erschien ihm ein kleines Männlein, das fragte ihn seiner Lustigkeit wegen. „Ei! was sollt' ich trauern, gesund bin ich und Geldes hab' ich grausam viel, brauche nichts zu sorgen. Was ich in drei

Jahren bei meinem Herrn verdient, das hab' ich gespart und ist alles mein." „Wieviel ist denn deines Gutes?" sprach das Männlein. „Drei ganze Pfennige", sagte der Knecht. „Schenk' mir deine drei Pfennige, ich bin ein armer Mann." Der Knecht war aber gutmütig, erbarmte sich und gab sie hin. Da sprach der Mann: „Weil du reines Herzens bist, sollen dir drei Wünsche erlaubt sein, für jeden Pfennig einer, so hast du, was dein Sinn begehrt." Das war der Knecht wohl zufrieden, er dachte: Sachen sind mir lieber als Geld, und sprach: „Erstens wünsche ich mir ein Vogelrohr, das alles trifft, auf was ich ziele, zweitens eine Fiedel, wenn ich die streiche, muß alles tanzen, was sie hört, und drittens, um was ich die Leute bitte, daß sie es mir nicht abschlagen dürfen." Das Männlein sagte: „Alles sei dir gewährt" und stellte ihm Fiedel und Vogelrohr zu. Darauf ging es seiner Wege.

Mein Knecht aber, war er vorher froh gewesen, dünkte sich jetzt noch zehnmal froher. Er ging nicht lange zu, so begegnete ihm ein alter Jude. Da stand ein Baum und oben auf dem höchsten Zweige saß eine kleine Lerche und sang und sang. „Gotts Wunder! was so ein Tierlein kann, hätt' ich's, gäb' viel darum." „Wenn es weiter nichts ist, die soll bald herunter", sagte der Knecht, setzte sein Rohr an und schoß die Lerche auf das Haar, daß sie vom Baum herabfiel, „geht hin und leset sie auf." Sie war aber ganz tief in die Dornen unten am Baum gefallen. Da kroch der Jude in den Busch, und wie er mitten drin stak, zog mein Knecht seine Fiedel und geigte. Der Jude fing an zu tanzen und hatte keine Ruhe, sondern

sprang immer stärker und höher; der Dorn aber zerstach seine Kleider, daß die Fetzen darum hingen und ritzte und verwundete ihn, daß er am ganzen Leibe blutete. „Gotts willen!“ schrie der Jude, „laß der Herr sein Geigen sein, was hab' ich verbrochen?“ „Die Leute hast du genug geschunden“, sagte der lustige Knecht, „so geschieht dir kein Unrecht“, und spielte einen neuen Hüpfauf. Da legte sich der Jude auf Bitten und Versprechungen und wollte ihm Geld geben, wenn er aufhörte. Allein das Geld war dem Knecht noch lange nicht genug und trieb ihn immer weiter, bis der Jude ihm hundert harte Gulden verhieß, die er im Beutel führte und eben einem Christen abgeprellt hatte. Wie mein Knecht das viele Geld sah, sprach er: „Unter dieser Bedingung, ja“, nahm den Beutel und stellte sein Fiedeln ein. Darauf ging er ruhig und vergnügt weiter die Straße.

Der Jude riß sich halb nackt und armselig aus dem Dornstrauch, überschlug, wie er sich rächen möchte, und fluchte dem Gesellen alles Böse nach. Endlich lief er zum Richter, klagte, daß er von einem Bösewicht unverschuldeterweise seines Geldes beraubt und noch dazu zerschlagen wäre, daß es erbarmte, und der Kerl, der es gethan hätte, trüge ein Rohr auf dem Buckel, und eine Geige hinge an seinem Hals. Da sandte der Richter Boten und Häscher aus, die sollten den Knecht fangen, wo sie ihn sehen könnten. Der wurde bald ertappt und vor Gericht gestellt. Da klagte der Jude, daß er ihm das Geld geraubt hätte, und der Knecht sagte: „Nein, gegeben hast du mir's, weil ich dir aufgespielt habe.“ Aber der Richter machte das Ding

kurz und verurteilte meinen Knecht zum Tode am Galgen. Schon stand er auf der Leitersprosse, den Strick um den Hals, da sprach er: „Herr Richter, gewährt mir eine letzte Bitte!“ — „Wofern du nicht um dein Leben bittest, soll sie gewährt sein.“ „Nein, um mein Leben ist's nicht, laßt mich noch eins auf meiner Geige geigen zuguterletzt.“ Da schrie der Jude: „Bewahre Gott! Erlaubt's ihm nicht! Erlaubt's ihm nicht!“ Allein das Gericht sagte: „Einmal ist es ihm zugestanden, und dabei soll's bewenden.“ Auch durften sie es ihm nicht weigern, weil er die Gabe hatte, daß ihm keiner die Bitte abschlug. Da schrie der Jude: „Bindet mich fest, um Gotteswillen!“ Mein Knecht aber faßte seine Fiedel und that einen Strich, da wankte alles und bewegte sich, Richter, Schreiber und Schergen, und den Juden konnte keiner binden. Und er that den zweiten Strich, da ließ ihn der Henker los und tanzte selber, und wie er nun ordentlich ins Geigen kam, tanzte alles zusammen, Gericht und der Jude vorne, und alle Leute auf dem Markt, die da wollten zuschauen. Anfangs ging's lustig, weil aber das Geigen und Tanzen kein Ende nahm, so schrieen sie jämmerlich und baten ihn, abzulassen. Aber er that's nicht eher, bis ihm der Richter das Leben nicht nur schenkte, sondern auch versprach, die hundert Gulden zu lassen. Dem Juden rief er aber noch zu: „Spitzbub', gesteh, wo du das Geld her hast, sonst hör' ich dir nicht auf zu spielen.“ „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen, und du hattest es ehrlich verdient“, schrie der Jude, daß es alle hörten. Da ließ mein Knecht die Geige ruhen, und der Schuft wurde für ihn an den Galgen gehängt.

Rumpelstilzchen.

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Dem König, der das Gold lieb hatte, gefiel die Kunst gar wohl, und er befahl, die Müllerstochter sollte alsbald vor ihn gebracht werden. Dann führte er sie in eine Kammer, die ganz voll Stroh war, gab ihr Rad und Haspel und sprach: „Wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben." Darauf ward die Kammer verschlossen, und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat; denn sie verstand gar nichts davon, wie das Stroh zu Gold zu spinnen war, und ihre Angst ward immer größer, daß sie zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Thür auf, und es trat ein kleines Männchen herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint Sie so sehr?" „Ach!" antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe es nicht." Sprach das Männchen: „Was



du mir, wenn ich dir's spinne?" „Mein Halsband",
das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte
vor das Rädchen, und schnurr! schnurr! schnurr! dreimal
,en, war die Spule voll. Dann steckte es eine andre auf,
schnurr! schnurr! schnurr! dreimal gezogen, war auch die
e voll, und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles
h versponnen und alle Spulen voll Gold. Als der König
und nachsah, da erstaunte er und freute sich, aber sein
wurde nur noch begieriger. Er ließ die Müllerstochter
ne andre Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer
und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn
das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu
n und weinte. Da ging abermals die Thür auf, und das
Männchen kam und sprach: „Was gibst du mir, wenn
ir das Stroh zu Gold spinne?" „Meinen Ring von der
", antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den
und fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und
bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen.
König freute sich über die Maßen bei dem Anblick des
es, war aber noch nicht Goldes satt, sondern ließ die
lerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen
sprach: „Die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen.
n dir das gelingt, sollst du meine Gemahlin werden";
, dachte er, eine reichere Frau kannst du auf der Welt
haben. Als das Mädchen allein war, kam das Männlein
drittenmal wieder und sprach: „Was gibst du mir, wenn
dir noch diesmal das Stroh spinne?" „Ich habe nichts

mehr", antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind." „Wer weiß, wie das noch geht", dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen, so daß sie es dem Männchen versprach; und das Männchen spann noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er es gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr bekam sie ein schönes Kind und dachte gar nicht mehr an das Männchen. Da trat es in ihre Kammer und forderte, was ihm versprochen war. Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte, aber das Männchen sprach: „Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt." Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß es das Männchen doch dauerte und es sprach: „Drei Tage will ich dir Zeit lassen, wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten."

Nun dachte die Königin die ganze Nacht über an alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten aus über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit nach neuen Namen. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie mit Kaspar, Melchior und Balzer an und sagte alle, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiße ich nicht." Den zweiten Tag ließ sie herumfragen bei allen Leuten und legte dem Männlein alle die ungewöhnlichsten und seltsamsten vor, als: Rippenbiest, Hammels-

wade, Schnürbein; aber es blieb dabei: „So heiße ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie:

„Heute back' ich, morgen brau' ich,
übermorgen hol' ich der Frau Königin ihr Kind;
ach, wie gut ist, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß'!"

Wie die Königin das hörte, war sie ganz froh, und als nun das Männlein kam und sprach: „Nun, Frau Königin, wie heiße ich?" Da fragte sie erst: „Heißest du Kunz?" „Nein." „Heißest du Heinz?" „Nein."

„Heißt du etwa Rumpelstilzchen?"

„Das hat dir der Teufel gesagt! Das hat dir der Teufel gesagt!" schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich mitten entzwei.



Vom klugen Schneiderlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer's erriete, solle sich mit ihr vermählen und möchte kommen, wer da wollte. Nun fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich gethan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's wohl auch hier treffen; der dritte aber war ein kleines unnützes Ding, das nicht einmal sein Handwerk verstand. Da sprachen die zwei zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstand auch nicht weit kommen"; das Schneiderlein ließ sich aber nicht irre machen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen; und es ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sie sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihr Rätsel vorlegen; es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, den könnte man wohl in eine Nadel fädeln. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?" „Wenn's weiter nichts ist", sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein wie Kümmel und Salz." Die Prinzessin

sprach: „Falsch geraten; antworte der zweite.“ Da sagte der zweite: „Ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und rot wie meines Vaters Bratenrock.“ „Falsch geraten“, sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem sehe ich's an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneiderlein hervor und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.“ Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schreck beinahe umgefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte sicher geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun. Unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.“ Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein sprach: „Das will ich auch noch vollbringen!“

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollte auch gleich auf es los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte“, sprach das Schneiderlein, „ich kann dich noch dispen (zur Ruhe bringen).“ Da holte es, als hätte es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne; wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und

reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, er konnte aber nichts aufbeißen, er mochte drücken, wie er wollte. „Ei“, dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz, du kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen“, und sprach zum Schneiderlein: „Mein, beiß mir die Nüsse auf.“ „Da siehst du, was du für ein Kerl bist“, sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund, und knack! war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren“, sprach der Bär, „wenn ich's so ansehe, ich mein', ich müßt' es können.“ Da gab ihm das Schneiderlein wieder die Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein; aber da war natürlich keine Spur davon, daß er sie aufgebracht hätte! Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stücklein darauf. Als der Bär das hörte, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen. Als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör', ist das Geigen schwer?“ „Ei, gar nicht, siehst du, mit der Linken lege ich die Finger auf und mit der Rechten streiche ich mit dem Bogen drauf los, da geht's lustig, hopsasa vivallera!“ „Willst du mich's lehren?“ sprach der Bär. „So geigen, das möcht' ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, wenn ich Lust hätte.“ — „Von Herzen, gern“, sagte das Schneiderlein, „wenn du's lernen willst; aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir erst die Nägel ein wenig abschneiden.“ Da holte es einen

Schraubstock, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „Nun warte, bis ich wiederkomme mit der Schere.“ Er ließ den Bär brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als der freute sich recht und mit dem Schneider wär's jetzt vorbei. Am Morgen stand sie auch recht vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie es öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren und sollte da vermählt werden. Wie sie nun eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die falsch waren und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los, der nun voller Wut war und hinter dem Wagen herrannte. Die Prinzessin aber hörte ihn schnauben, da ward ihr angst und sie sagte: „Ach! der Bär ist hinter uns und will dich holen.“ Das Schneiderlein war bei der Hand, stellte sich auf den Kopf, streckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: „Siehst du den Schraubstock; wenn du nicht gehst, so sollst du wieder hinein.“ Wie der Bär das sah, drehte er sich um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr dann ruhig in die Kirche. Die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und er lebte mit ihr vergnügt wie eine Heidelerche. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

Die vier kunstreichen Brüder.

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne. Wie die nun herangewachsen waren, sprach er zu ihnen: „Liebe Kinder, ihr müßt in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte, macht euch auf in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht, wie ihr euch durchschlagt." Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Thore hinaus. Als sie ein Stück Wegs gemacht hatten, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der Älteste: „Hier müssen wir uns trennen, aber heute über vier Jahre wollen wir uns an dieser Stelle wiedertreffen und in der Zeit unser Glück versuchen."

Nun ging jeder seinen Weg, und dem Ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn, wo er hinaus wollte und was er vorhätte. „Ich will ein Handwerk lernen", antwortete er. Da sprach der Mann: „Geh mit mir und werde ein Dieb." „Nein", antwortete er, „das ist jetzt kein ehrliches Handwerk mehr und das Ende vom Lied, daß einer als Schwengel in die Feldglocke gebraucht wird." „O!" sprach der Mann, „vor

dem Galgen brauchst du dich nicht zu fürchten, ich will dich bloß lehren, das zu holen, was sonst kein Mensch kriegen kann und wo dir niemand auf die Spur kommt." Da ließ er sich überreden und ward bei dem Manne ein gelernter Dieb und so geschickt, daß vor ihm nichts sicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieselbe Frage an ihn that, was er in der Welt lernen wolle. „Ich weiß es noch nicht", antwortete er. „So geh mit mir und werde ein Sterngucker, nichts besser als das, es bleibt einem nichts verborgen." Er ließ sich das gefallen und ward ein so geschickter Sterngucker, daß sein Meister, als er ausgelernt hatte und weiter ziehen wollte, ihm ein Glas gab und zu ihm sprach: „Damit kannst du sehen, was auf Erden und am Himmel vorgeht, und kann dir nichts verborgen bleiben." Der dritte Bruder begegnete einem Jäger, der nahm ihn mit in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerei gehörte, so guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meister schenkte ihm beim Abschied eine Büchse und sprach: „Die fehlt nicht, was du damit aufs Korn nimmst, das triffst du auch." Der jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. „Hast du nicht Lust ein Schneider zu werden?" „Ach nein", sprach der Junge, „das Krummsitzen von Morgen bis Abend, das Hin- und Herfegen mit der Nadel und das Bügeleisen wollen mir nicht in den Sinn." „Ei, was", antwortete der Mann, „bei mir lernst du eine ganz andre Schneiderkunst." Da ließ er sich überreden, ging mit und lernte die Kunst des Mannes

aus dem Fundament. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach: „Damit kannst du zusammennähen, was dir vorkommt, es sei so weich wie ein Ei oder so hart als Stahl, und es wird so zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu sehen ist.“

Zu der bestimmten Zeit, nach vier Jahren kamen die vier Brüder an dem Kreuzwege zusammen, herzten und küßten sich und kehrten heim zu ihrem Vater. Sie erzählten ihm, wie es ihnen ergangen wäre und daß jeder das Seinige gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum, da sprach der Vater: „Ich will euch einmal versuchen und sehen, was ihr könnt.“ Danach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne: „Oben im Gipfel dieses Baumes sitzt ein Buchfinkennest, sag' mir doch, wie viel Eier liegen darin?“ Der Sterngucker nahm sein Glas, schaute hinauf und sprach: „Fünf liegen darin.“ „Jetzt“, sagte der Vater zum Ältesten, „holst du die Eier, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird.“ Der kunstreiche Dieb stieg hinauf und nahm dem Vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leibe weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte an jede Ecke des Tisches eins und das fünfte in die Mitte und sprach zum Jäger: „Du schießest mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei.“ Der Jäger legte seine Büchse an und schoß die Eier, wie's der Vater verlangt hatte, alle fünf und zwar in einem Schuß. „Nun kommt die Reihe an dich“, sprach dieser zu dem vierten Sohn, „du nähst die Eier

wieder zusammen und auch die jungen Vöglein, die darin sind, so daß ihnen der Schuß nichts schadet.“ Der Schneider holte seine Nadel und nähte nach Vorschrift. Als er fertig war, mußte der Dieb sie wieder auf den Baum ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas gewahr ward, wieder unterlegen. Das Tierchen brütete sie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo der Schneider sie zusammengenäht, ein rotes Streifchen um den Hals.

„Ja“, sprach der Alte zu seinen Söhnen, „ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Rechtschaffenes gelernt, ich kann nicht sagen, wem von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr nur eure Kunst bald anwenden könnt!“ Nicht lange danach kam ein großer Lärm ins Land, die Königstochter wäre von einem Drachen entführt. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen, wer sie zurückbrächte, sollte sie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder sprachen untereinander: „das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns könnten sehen lassen“, und beschlossen, die Königstochter zu befreien. „Wo sie ist, werde ich bald wissen“, sprach der Sterngucker, schaute durch sein Glas und sprach: „Ich sehe sie; sie sitzt weit von hier, auf einem Felsen im Meer, bei dem Drachen, der sie hütet.“ Da ging er zu dem König und bat ihn um ein Schiff für sich und seine Brüder, und fuhr mit ihnen fort über das Meer, bis sie zur Stätte hinkamen. Die Königstochter saß da, und der Drache lag in ihrem Schoß und schlief. Der Jäger sprach: „Ich darf ihn nicht schießen, ich würde die

schöne Jungfrau zugleich töten.“ „So will ich mein Heil versuchen“, sagte der Dieb und stahl sie unter dem Drachen weg, so leise und behende, daß das Untier nichts merkte, sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und segelten in das Meer hinein. Da kam der Drache, der wach geworden war und die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, wütend hinter ihnen her durch die Luft geschnaubt. Als er eben über dem Schiff war und sich herablassen wollte, da legte der Jäger seine Büchse an und schoß ihm gerade ins Herz, daß er tot herabfiel. Es war aber ein so gewaltiges Untier, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte und sie nur noch auf ein paar Brettern in der offenen See schwammen. Da war der Schneider nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte mit ein paar großen Stichen einige Bretter zusammen, setzte sich darauf, schiffte hin und sammelte alle Stücke des Schiffes. Dann nähte er sie so behende zusammen, daß gar bald das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als sie dem König seine Tochter wiederbrachten, da war große Freude, und er sprach zu den vier Brüdern: „Einer von euch soll sie zur Gemahlin haben, aber welcher das ist, macht unter euch aus.“ Da entstand Streit unter ihnen, und der Sterngucker sprach: „Hätte ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste für nichts gewesen, darum ist sie mein.“ Der Dieb sprach: „Was hätte das Sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggenommen hätte, darum ist sie mein.“ Der Jäger sprach: „Ihr wäret doch

samt der Königstochter von dem Untier zerrissen worden, wenn ich es nicht getötet hätte, darum ist sie mein.“ Der Schneider sprach: „Und hätte ich euch mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengebracht, ihr wäret alle jämmerlich ertrunken, darum ist sie mein.“ Da that der König den Ausspruch: „Jeder von euch hat recht, und weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll sie keiner von euch haben; aber ich will jedem zur Belohnung ein halbes Königreich geben.“ Der König gab jedem ein halbes Königreich, und sie lebten mit ihrem Vater in aller Glückseligkeit.



Jorinde und Joringel.

Es war einmal ein altes Schloß, mitten in einem großen, dicken Wald; darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, dies war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Katze oder zur Nachteule, des Abends aber wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken und dann schlachtete sie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß zu nahe kam so mußte er stillstehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach; wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andern Mädchen. Diese und ein gar schöner Jüngling, Namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen und sie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einmal vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren.



„Hüte dich“, sagte Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloß kommst!“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte. Joringel klagte auch; sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter; Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nahe bei sich. Er erschrak und wurde todesbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
singt: leide, leide, leide;
es singt dem Täublein seinen Tod,
singt: leide, lei — zicküt! zicküt! zicküt!“

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang: zicküt! zicküt! Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal schu — hu — hu — hu! Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager, große rote Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort. Endlich kam das Weib wieder und sagte

mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiel, wenn's Mondel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund'!“ Da wurde Joringel los; er fiel vor dem Weib auf die Kniee und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wiedergeben; aber sie sagte, er solle sie nie wieder haben, und ging fort. Er rief, weinte, jammerte, aber alles umsonst. Uu! was soll mir geschehen?

Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er einmal nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war. Die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wiederbekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an durch Berg und Thal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfen, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritte nahe zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging fort bis ans Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf; er ging hinein, durch den Hof und horchte, wo er die vielen Vögel vernähme. Endlich hörte er's; er ging und fand den Saal. In demselben war die Zauberin und fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie böse, sehr böse, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf zwei

Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie, ging und besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen; wie sollte er nun seine Jorinde wiederfinden? Indem er so zusah, bemerkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Thür geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib. Nun konnte sie nichts mehr zaubern, und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön, wie sie ehemals war. Da machte er auch alle die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und da ging er mit seiner Jorinde nach Haus, und sie lebten lange vergnügt zusammen.



Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteste Einäuglein, weil sie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn hatte, und die mittelste Zweiäuglein, weil sie zwei Augen hatte, wie andre Menschen, und die jüngste Dreiäuglein, weil sie drei Augen hatte, und das dritte stand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirn. Darum aber, daß Zweiäuglein nicht anders aussah, als andre Menschenkinder, konnten es die Schwestern und die Mutter nicht leiden, und sie sprachen zu ihm: „Du siehst mit deinen zwei Augen nicht besser aus, als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns"; und stießen es herum und warfen ihm schlechte, alte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu essen, als was sie übrig ließen, und thaten ihm Herzleid an, wo sie nur konnten.

Es trug sich zu, daß Zweiäuglein hinaus ins Feld gehen und die Ziege hüten mußte und noch ganz hungrig war, weil ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben hatten. Da setzte es sich auf einen Rain und fing an zu weinen und so zu weinen, daß zwei Bächlein aus seinen Augen herabflossen. Und wie es einmal aufsah, stand eine Frau neben ihm, die fragte: „Zweiäuglein, was weinst du?" Zweiäuglein antwortete: „Soll ich nicht weinen! Weil ich zwei Augen habe,

wie andre Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich herum, werfen mir alte, schlechte Kleider hin und geben mir nur zu essen, was sie übrig lassen. Heute haben sie mir fast gar nichts gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.“ Sprach die weise Frau: „Zweiäuglein, trockne dir dein Angesicht, ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich nur zu deiner Ziege:

„Zicklein, meck!
Tischlein, deck!“

so wird ein sauber gedecktes Tischlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, daß du essen kannst, soviel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Tischlein nicht mehr brauchst, so sprich nur:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!“

so wird's vor deinen Augen wieder verschwinden.“ Darauf ging die weise Frau fort; Zweiäuglein aber dachte: „Ich muß gleich einmal versuchen, ob es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr“, und sprach:

„Zicklein, meck!
Tischlein, deck!“

Und kaum hatte es die Worte ausgesprochen, so stand da ein Tischlein mit einem weißen Tüchlein gedeckt, darauf ein Teller mit Messer und Gabel und Löffel, und die schönsten Speisen standen rund herum und waren noch warm, als wären sie eben aus der Küche gekommen. Da sagte Zweiäuglein das kürzeste

Gebetlein her, das es wußte: „Herr Gott, sei unser Gast zu aller Zeit. Amen!“ langte zu und ließ sich's wohl schmecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weise Frau es geheißen hatte:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!“

Alsbald war das Tischchen und alles darauf wieder verschwunden. „Das ist ein schöner Hausrat“, dachte Zweiäuglein und war ganz vergnügt und guter Dinge.

Abends trieb es seine Ziege heim und rührte das irdene Schüsselchen mit Essen, das ihm die Schwestern hingestellt hatten, gar nicht an, und am andern Tag zog es wieder mit seiner Ziege hinaus und ließ auch die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erste Mal und das zweite Mal achteten es die Schwestern nicht; wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen: „Es ist nicht richtig mit dem Zweiäuglein, das läßt jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles aufgezehrt, was wir ihm gegeben; das muß andre Wege gefunden haben.“ Damit sie aber hinter die Wahrheit kämen, sollte Einäuglein mitgehen, wenn Zweiäuglein auf die Weide ging, und sollte acht geben, was es da vorhätte, und ob ihm jemand etwa Essen und Trinken brächte.

Als nun Zweiäuglein die Ziege wieder hinaustrieb, trat Einäuglein zu ihm und sprach: „Ich will mitgehen und sehen, daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte, was Einäuglein im Sinne hatte, und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und sprach: „Komm, Einäuglein, wir wollen uns hinsetzen, ich will dir

was vorsingen.“ Einäuglein setzte sich hin und war von dem ungewohnten Weg und von der Sonnenhitze müde, und Zweiäuglein sang immer:

„Einäuglein, wachst du?
Einäuglein, schläfst du?“

Da that Einäuglein das eine Auge zu und schlief ein. Und als Zweiäuglein sah, daß Einäuglein fest schlief und nichts verraten konnte, sprach es:

„Zicklein, meck!
Tischlein, deck!“

und setzte sich an sein Tischlein und aß und trank, bis es satt war, dann rief es wieder:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!“

und es verschwand alles, und Zweiäuglein weckte nun das Einäuglein und sprach: „Ei, Einäuglein, du willst hüten und schläfst dabei ein, unterdessen hätte die Ziege in alle Welt laufen können! Komm, wir wollen nach Hause gehen.“ Da gingen sie nach Hause, und Zweiäuglein ließ wieder sein Schüsselchen unangerührt stehen, und Einäuglein konnte der Mutter nicht sagen, warum es nicht essen wollte, und sprach: „Ich war draußen eingeschlafen.“

Am andern Tag sprach die Mutter zu Dreiäuglein: „Geh du mit hinaus und hab' acht, ob Zweiäuglein draußen ißt und ob ihm jemand Essen und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es doch.“ Da trat Dreiäuglein zum Zweiäuglein und sprach: „Ich will mitgehen und sehen, ob auch die Ziege

recht gehütet und ins Futter getrieben wird." Aber Zweiäuglein merkte, was Dreiäuglein im Sinne hatte, und trieb die Ziege hinaus ins hohe Gras und sprach: „Wir wollen uns dahin setzen, Dreiäuglein, ich will dir was vorsingen." Dreiäuglein setzte sich und war müde von dem Weg und der Sonnenhitze, und Zweiäuglein hub wieder das vorige Liedlein an und sang:

„Dreiäuglein, wachst du?"

aber statt daß es nun singen mußte:

„Dreiäuglein, schläfst du?"

sang es aus Unbedachtsamkeit:

„Zweiäuglein, schläfst du?"

und sang immer:

„Dreiäuglein, wachst du?"
„Zweiäuglein, schläfst du?"

Da fielen dem Dreiäuglein seine zwei Augen zu und schliefen, aber das dritte, das von dem Sprüchlein nicht angeredet wurde, schlief nicht ein, doch Dreiäuglein that es zu, aber aus List, gleich als schlief es auch damit, doch blinzelte es und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zweiäuglein meinte, Dreiäuglein schlafe fest, sagte es sein Sprüchlein:

„Zicklein, meck!
Tischlein, deck!"

aß und trank nach Herzenslust und hieß dann dem Tischlein wieder fortzugehen.

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!"

und Dreiäuglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zweiäuglein zu ihm und weckte es und sprach: „Ei, Dreiäuglein, bist du eingeschlafen! Du kannst gut hüten! Komm, wir wollen heim gehen." Und als sie nach Hause kamen, aß Zweiäuglein wieder nicht, und Dreiäuglein sprach zur Mutter: „Ich weiß nun, warum das hochmütige Ding nicht ißt, wenn sie draußen zur Ziege spricht:

„Zicklein, meck!
Tischlein, deck!"

so steht ein Tischlein vor ihr, das ist mit dem besten Essen besetzt, viel besser, als wir's hier haben; und wenn sie satt ist, so spricht sie:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!"

und alles ist wieder verschwunden. Ich hab' es genau mit angesehen; zwei Augen hatte sie mir mit einem Sprüchlein eingeschläfert, aber das eine auf der Stirn war zum Glück wach geblieben." Da rief die Mutter zornig: „Willst du's besser haben als wir! Die Lust soll dir vergehen!" Sie holte ein Schlachtmesser und stieß es der Ziege ins Herz, daß sie tot hinfiel.

Als Zweiäuglein das sah, ging es voll Trauer hinaus, setzte sich wieder auf den Feldrain und weinte seine bitteren Thränen. Da stand auf einmal die weise Frau wieder neben ihm und sprach: „Zweiäuglein, was weinst du?" „Soll ich nicht weinen", antwortete es, „die Ziege, die mir jeden Tag auf Euer Sprüchlein den Tisch so schön deckte, ist mir von meiner Mutter totgestochen; nun muß ich wieder Hunger und

Kummer leiden.“ Die weise Frau sprach: „Zweiäuglein, ich will dir einen guten Rat geben, bitte deine Schwestern, daß sie dir das Eingeweide von der geschlachteten Ziege geben, und vergrab es vor der Hausthür, so wird's dein Glück sein.“ Da verschwand sie, und Zweiäuglein ging heim und sprach zu den Schwestern: „Liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Ziege, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingeweide.“ Da lachten sie und sprachen: „Das können wir dir wohl geben, wenn du weiter nichts willst.“ Und Zweiäuglein nahm das Eingeweide und vergrub es abends in aller Stille nach dem Rate der weisen Frau vor der Haustür.

Am andern Morgen, als sie insgesamt erwachten und vor die Hausthür traten, stand ein wunderbarer, prächtiger Baum da, der hatte Blätter von Silber, und Früchte von Gold hingen dazwischen, daß wohl nichts Schöneres und Köstlicheres auf der Welt zu sehen war. Sie wußten aber nicht, wie der Baum auf einmal in der Nacht gewachsen war, nur Zweiäuglein merkte es, daß er aus den Eingeweiden der Ziege aufgesproßt war, denn er stand gerade da, wo es sie hingegraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einäuglein: „Steig hinauf, mein Kind, und brich uns die Früchte von dem Baume ab.“ Einäuglein stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, so fuhr ihm der Zweig aus den Händen, und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte sich anstellen, wie es wollte. Da sprach die Mutter: „Dreiäuglein, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen, als Einäuglein.“ Einäuglein rutschte

herunter, und Dreiäuglein stieg hinauf, aber Dreiäuglein war nicht geschickter und mochte schauen, wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber so wenig wie Einäuglein und Dreiäuglein die Frucht fassen und griff nur immer in die leere Luft hinein. Da sprach Zweiäuglein: „Ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mir's eher." Die Schwestern riefen zwar: „Du mit deinen zwei Augen, was willst du wohl!" Aber Zweiäuglein stieg hinauf, und die goldenen Äpfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern es war ordentlich, als eilten sie seinen Händen entgegen, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und einen ganzen Schurz voll mit herunterbrachte. Die Mutter nahm sie ihm ab, und statt daß Einäuglein und Dreiäuglein dafür das arme Zweiäuglein hätten besser behandeln sollen, so wurden sie nur neidisch, daß es allein die Früchte holen konnte, und gingen noch härter mit ihm um.

Es trug sich zu, daß, als sie einmal beisammen an dem Baume standen, ein junger Ritter daher kam. „Geschwind, Zweiäuglein", riefen die zwei Schwestern, „kriech unter, daß wir uns deiner nicht schämen müssen", und stießen das arme Zweiäuglein mit Gewalt unter ein leeres Faß, das neben dem Baume stand, und stopften die goldenen Äpfel, die es gebrochen, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es ein schöner Herr, der bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern: „Wem gehört dieser schöne Baum? Wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte

dafür verlangen, was er wollte.“ Da antworteten Einäuglein und Dreiäuglein, der Baum gehöre ihnen, und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen. Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht im stande, denn die Zweige und die Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter: „Das ist ja wunderlich, daß der Baum euch gehören soll und ihr doch nicht Macht habt, etwas davon abzubrechen!“ Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigentum. Indem sie aber so sprachen, rollte Zweiäuglein unter dem Fasse ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu den Füßen des Ritters liefen, denn es war böse, daß Einäuglein und Dreiäuglein nicht die Wahrheit sprachen. Wie der Ritter die Äpfel sah, da erstaunte er und fragte, wo sie herkämen. Einäuglein und Dreiäuglein antworteten, sie hätten noch eine Schwester, die dürfe sich aber nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen habe wie andre gemeine Menschen. Der Ritter aber wollte sie sehen und rief: „Zweiäuglein, komm hervor.“ Da kam Zweiäuglein ganz getrost unter dem Faß hervor, und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit und sprach: „Gewiß, Zweiäuglein, kannst du mir einen Zweig von dem Baum abbrechen.“ „Ja“, antwortete Zweiäuglein, „das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir“, stieg hinauf und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab und gab ihn dem Ritter. Da sprach der Ritter: „Zweiäuglein, was soll ich dir dafür geben?“ „Ach“, antwortete Zweiäuglein, „ich leide Hunger und Durst, Kummer und Not vom Morgen bis zum Abend, wenn Ihr

mich mitnehmen und erlösen wollt, so wäre ich glücklich.“ Da hob der Ritter das Zweiäuglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterliches Schloß, dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so lieb hatte, ließ er sich mit ihm einsegnen, und die Hochzeit ward in großer Freude gehalten.

Wie nun Zweiäuglein so von dem schönen Rittersmann fortgeführt wurde, da waren die zwei Schwestern recht neidisch über sein Glück. „Nun, der wunderbare Baum bleibt uns“, dachten sie, „können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehen bleiben, zu uns kommen und ihn rühmen; wer weiß, was uns noch für ein Glück blüht.“ Aber am andern Morgen war der Baum verschwunden und ihre Hoffnung dahin, und wie Zweiäuglein zu seinem Kämmerlein hinaussah, stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgegangen.

Zweiäuglein lebte lange Zeit vergnügt, da kamen einmal zwei arme Frauen auf ihr Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zweiäuglein ins Gesicht und erkannte ihre Schwestern Einäuglein und Dreiäuglein, die so in Armut geraten waren, daß sie umherziehen und vor den Thüren ihr Brot suchen mußten. Zweiäuglein aber hieß sie willkommen, that ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angethan hatten.

Die Gänsemagd.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde sie weit über Land auch an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten, und das Kind in das fremde Reich abreisen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und Geschmeide ein: Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was ihr zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise. Aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in die Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten. Darau hielt sief ein weißes Läppchen unter, ließ drei Tropfen Blut darauffallen, gab sie der Tochter und sprach: „Liebes Kind, verwahr' sie wohl, sie werden dir notthun!"

Also nahmen beide voneinander betrübten Abschied. Das Läppchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich,

setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und rief ihrer Kammerjungfer zu: „Steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher, den du aufzuheben hast, Wasser aus dem Bach, ich möchte gern einmal trinken.“ „Ei, wenn Ihr Durst habt“, sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab, legt Euch ans Wasser und trinkt, ich mag Eure Magd nicht sein!“ Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wässerlein im Bach und trank und durfte nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie: „Ach Gott!“ Da antworteten die drei Blutstropfen: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen.“ Aber die Königsbraut war gar demütig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferd. So ritten sie etliche Meilen weiter fort, und der Tag war warm, daß die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer zu: „Steig ab und gib mir aus meinem Goldbecher zu trinken!“ denn sie hatte alle bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer aber sprach noch hochmütiger: „Wollt Ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Magd sein.“ Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst und legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „Ach Gott!“ und die Blutstropfen antworteten wiederum: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen!“ Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser

fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugesehen und freute sich, daß sie Macht über die Braut bekäme, denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau: „Auf Falada gehöre ich, und auf meinen Gaul gehörst du“, und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann hieß die Kammerfrau sie auch noch die königlichen Kleider ausziehen und ihre schlechten anlegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie am königlichen Hofe zu keinem Menschen etwas davon sprechen wollte, und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles mit an und nahm es wohl in acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin. Sie wurde die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehen bleiben. Da schaute der alte König am Fenster und sah sie im Hofe halten. Da sie nun fein, zart und sehr schön war, ging er hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre. „Ei, die hab' ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft, gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht.“ Aber



Die Gänsemagd.

der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte: „Da hab' ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen!“ Der Junge hieß Kürdchen (Konrädchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König: „Liebster Gemahl, ich bitte Euch, thut mir einen Gefallen!“ Er antwortete: „Das will ich gern thun.“ „Nun, so laßt mich den Schinder rufen und da dem Pferd, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat.“ Eigentlich aber fürchtete sie sich, daß das Pferd sprechen möchte, wie sie mit der Königstochter umgegangen wäre. Nun war das so weit geraten, daß es geschehen und der treue Falada sterben sollte. Da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes, finsteres Thor, wo sie abends und morgens mit den Gänsen durchgehen mußte, und unter das finstere Thor möchte er den Kopf des Falada hinnageln, daß sie ihn doch noch einmal sehen könnte. Also versprach das der Schinder zu thun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Thor fest.

Des Morgens früh, als sie und Kürdchen unterm Thor hinaustrieben, sprach sie im Vorbeigehen:

„O du Falada, da du hangest“,

da antwortete der Kopf:

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
ihr Herz thät ihr zerspringen!“

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und als sie auf der Wiese angekommen war, saß sie hier und machte ihre Haare auf, die waren eitel Silber. Kürdchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten, und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie:

„Weh'! weh'! Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt."

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen wegwehte über das Land, daß es ihm nachlief, und bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürdchen böse und sprach nicht mit ihr, und so hüteten sie die Gänse, bis daß es Abend wurde, dann trieben sie nach Haus.

Am andern Morgen, wie sie unter dem finsteren Thore hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

„O du Falada, da du hangest",

es antwortete:

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät ihr zerspringen!"

Und auf dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese, fing an ihr Haar auszukämmen, und Kürdchen lief und wollte danach greifen, da sprach sie schnell:

„Weh'! weh'! Windchen,
nimm dem Kürdchen sein Hütchen
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt."

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopfe weit weg, daß es nachzulaufen hatte, und als es wiederkam, hatte sie längst ihr Haar zurecht, und es konnte keins davon erwischen, und sie hüteten die Gänse, bis es Abend wurde.

Abends aber, nachdem sie heimkamen, ging Kürdchen vor den alten König und sagte: „Mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten." „Warum denn?" sprach der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen Tag." Da befahl ihm der alte König, zu erzählen, wie es ihm denn mit ihr ginge. Da sagte Kürdchen: „Des Morgens, wenn wir unter dem finsteren Thore mit der Herde durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet sie:

„Falada, da du hangest",

da antwortet der Kopf:

„O du Königsjungfer, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät ihr zerspringen!"

Und so erzählte Kürdchen weiter, was auf der Gänsewiese geschähe und wie es da dem Hut im Winde nachlaufen müßte.

Der alte König befahl ihm aber, den nächsten Tag wieder hinauszutreiben, und er selbst, wie es morgens war, setzte sich hinter das finstere Thor und hörte da, wie sie mit dem Haupt des Falada sprach. Dann ging er ihr auch nach in

das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun bald mit seinen eignen Augen, wie die Gänsemagd und der Gänsejunge die Herde getrieben brachten und wie sie nach einer Weile sich setzte und ihre Haare losflocht, die vor Glanz strahlten. Gleich sprach sie wieder:

„Weh'! weh'! Windchen,
faß' Kürdchen sein Hütchen
und laß'n sich mit jagen,
bis daß ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt."

Da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück, und als abends die Gänsemagd heimkam, rief er sie beiseite und fragte, warum sie dem allem so thäte. „Das darf ich weder Euch, noch einem andern Menschen sagen, denn so hab' ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre." Er aber drang in sie und ließ ihr keinen Frieden. „Willst du mir's nicht erzählen", sagte der alte König endlich, „so darfst du's doch dem Kachelofen erzählen." „Ja, das will ich wohl", antwortete sie. Damit kroch sie in den Ofen und schüttete ihr ganzes Herz aus, wie es ihr bis dahin ergangen und wie sie von der bösen Kammerjungfer betrogen worden war. Aber der Ofen hatte oben ein Loch, da hörte ihr der alte König zu und vernahm ihr Schicksal von Wort zu Wort. Da war's gut. Königskleider wurden ihr alsbald angethan, und es schien ein Wunder, wie sie so schön war.

Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte, die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier als die gewesene Gänsemagd. Der junge König aber war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern; aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten und gutes Mutes waren, gab der alte König der Kammerjungfer ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „Welches Urteils ist die würdig?“ Da sprach die falsche Braut: „Die ist nichts Besseres wert, als splitternackt ausgezogen in ein Faß, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen, geworfen zu werden, und zwei weiße Pferde davor gespannt müssen sie Gass' auf Gass' ab zu Tode schleifen!“ „Das bist du“, sprach der alte König, „und dein eigen Urteil hast du gefunden, und danach soll dir widerfahren“, welches auch vollzogen wurde. Der junge König vermählte sich aber mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.



Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sich und sprach: „Liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch sagen: welcher von euch der Faulste ist, der soll nach mir König werden.“ Da sprach der Älteste: „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zuthun, damit ich einschlafe.“ Der zweite sprach: „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Fersen verbrennen, ehe ich die Beine zurückzöge.“ Der dritte sprach: „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt' ich aufgehenkt werden und hätte den Strick schon um den Hals, und einer gäb' mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick zerschneiden dürfte, so ließ ich mich eher henken, ehe ich meine Hand aufhübe zum Strick.“ Wie der Vater das hörte, sprach er: „Du sollst der König sein.“

Von dem Tode des Hühnchens.

Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg, und sie machten miteinander aus, wer einen Nußkern fände, sollte ihn mit dem andern teilen. Nun fand das Hühnchen eine große, große Nuß, sagte aber nichts davon und wollte den Kern allein essen. Der Kern war aber so dick, daß es ihn nicht hinunterschlucken konnte, und er ihm im Hals stecken blieb, daß ihm angst wurde, es müßte ersticken. Da schrie das Hühnchen: „Hähnchen, ich bitte dich, lauf, was du kannst, und hol' mir Wasser, sonst erstick' ich." Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen und sprach: „Born, du sollst mir Wasser geben, das Hühnchen liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geschluckt und will ersticken." Der Brunnen antwortete: „Lauf erst hin zur Braut und laß dir rote Seide geben." Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du sollst mir rote Seide geben, rote Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen soll mir Wasser geben, das Wasser will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Kern geschluckt und will daran ersticken." Die Braut antwortete: „Lauf erst und hol' mir mein Kränzlein, das blieb

an einer Weide hängen." Da lief das Hähnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Ast und brachte es der Braut, und die Braut gab ihm rote Seide dafür, die brachte es dem Brunnen, der gab ihm Wasser dafür. Da brachte das Hähnchen das Wasser zum Hühnchen, wie es aber hinkam, war unterdessen das Hühnchen erstickt und lag da tot und regte sich nicht. Da war das Hähnchen so traurig, daß es laut schrie, und es kamen alle Tiere und beklagten das Hühnchen, und sechs Mäuse bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grabe zu fahren. Als der Wagen fertig war, spannten sie sich davor, und das Hähnchen fuhr. Auf dem Wege aber kam der Fuchs: „Wo willst du hin, Hähnchen?" „Ich will mein Hühnchen begraben." „Darf ich mitfahren?"

„Ja, aber setz' dich hinten auf den Wagen,
vorn können's meine Pferdchen nicht vertragen."

Da setzte sich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirsch, der Löwe und alle Tiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen sie an einen Bach. „Wie sollen wir nun hinüber?" sagte das Hähnchen. Da lag ein Strohhalm am Bach, der sagte: „Ich will mich quer darüberlegen, so könnt' ihr über mich fahren." Wie aber die sechs Mäuse auf die Brücke kamen, rutschte der Strohhalm und fiel ins Wasser, und die sechs Mäuse fielen alle hinein und ertranken. Da ging die Not von neuem an. Da kam eine Kohle und sagte: „Ich bin groß genug, ich will mich darüberlegen, und ihr sollt über mich fahren." Die Kohle legte sich auch an das Wasser, aber sie berührte es unglücklicherweise ein wenig. Da zischte sie,

verlöschte und war tot. Wie das ein Stein sah, erbarmte er sich und wollte dem Hähnchen helfen und legte sich über das Wasser. Da zog nun das Hähnchen den Wagen selber, wie es ihn aber bald drüben hatte und mit dem toten Hühnchen auf dem Land war und die andern, die hinten aufsaßen, auch heranziehen wollte, da waren ihrer zu viel geworden, der Wagen fiel zurück, alles fiel miteinander in das Wasser und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem toten Hühnchen, grub ihm ein Grab und legte es hinein, machte einen Hügel darüber, auf den setzte es sich und grämte sich so lange, bis es auch starb; und da war alles tot.



Die drei Spinnerinnen.

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht spinnen, und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, sie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übermannten die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daß sie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr gerade die Königin vorbei, und als sie das Weinen hörte, ließ sie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum sie ihre Tochter schlüge, daß man draußen das Weinen höre. Da schämte sich die Frau, daß sie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren sollte, und sprach: „Ich kann sie nicht vom Spinnen abbringen, sie will immer und ewig spinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeischaffen." „Ei", antwortete die Königin, ich hör' nichts lieber als Spinnen und bin nicht vergnügter, als wenn die Räder schnurren; gebt mir Eure Tochter mit ins Schloß, ich habe Flachs genug, da soll sie spinnen, soviel sie Lust hat." Die Mutter war's von Herzen gern zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als sie ins Schloß gekommen waren, führte sie es in drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom schönsten Flachs. „Nun spinn mir diesen Flachs",

sprach sie, „und wenn du es fertig bringst, so sollst du meinen ältesten Sohn zum Gemahl haben; bist du gleich arm, so acht' ich nicht darauf, dein unverdrossener Fleiß ist Ausstattung genug." Das Mädchen erschrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht spinnen und wär's dreihundert Jahr alt geworden und hätte jeden Tag von Morgen bis Abend dabei gesessen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen und saß so drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin, und als sie sah, daß noch nichts gesponnen war, verwunderte sie sich, aber das Mädchen entschuldigte sich damit, daß es vor großer Betrübnis über die Entfernung aus seiner Mutter Hause noch nicht hätte anfangen können. Das ließ sich die Königin gefallen, sagte aber beim Weggehen: „Morgen mußt du aber anfangen zu arbeiten."

Als nun das Mädchen wieder allein war, wußte es sich nicht mehr zu raten und zu helfen und trat in seiner Betrübnis vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen, davon hatte die erste einen breiten Platschfuß, die zweite hatte eine so große Unterlippe, daß sie über das Kinn herunterhing, und die dritte einen breiten Daumen. Als sie vor dem Fenster waren, blieben sie stehen, schauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehle. Und da es ihnen seine Not klagte, trugen sie ihm ihre Hilfe an und sprachen: „Willst du uns zur Hochzeit einladen, dich unser nicht schämen und uns deine Basen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen und das in kurzer Zeit." „Ei, von Herzen gern", antwortete es, „kommt nur herein und fangt gleich die

Arbeit an.“ Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hineinsetzten und ihr Spinnen anhuben. Die eine zog den Faden und trat das Rad; die andre netzte den Faden, die dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch und so oft sie schlug, fiel eine Zahl aufs feinste gesponnenen Garns zur Erde. Vor der Königin verbarg das Mädchen die drei Spinnerinnen und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, daß diese es nicht genug loben konnte. Als die erste Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald zu Ende. Nun nahmen die drei Abschied und sagten zum Mädchen: „Vergiß nicht, was du uns versprochen hast, es wird dein Glück sein.“

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den Haufen Garn zeigte, richtete diese die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme und lobte sie gar sehr. „Ich habe drei Basen“, sprach das Mädchen, „da sie mir viel Gutes gethan, wollte ich sie nicht gern in meinem Glück vergessen: erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade und daß sie mit an dem Tisch sitzen.“ Die Königin und der Bräutigam gaben gern ihre Einwilligung. Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfern in wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „Seid willkommen, liebe Basen.“ „Ach“, sagte der Bräutigam, „wie kommst du zu der garstigen Freundschaft!“ Darauf ging er zu der einen mit dem breiten Platschfuß und fragte: „Warum habt Ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten“, antwortete sie,

„vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur zweiten und sprach: „Wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken“, antwortete sie, „vom Lecken!“ Da fragte er die dritte: „Wovon habt Ihr den breiten Daumen?“ „Vom Fadendrehen“, antwortete sie, „vom Fadendrehen.“ Da erschrak der Königssohn und sprach: „So soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren!“ Damit war sie das böse Flachsspinnen los.



Schneeweißchen und Rosenrot.

Eine arme Witwe, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen: davon trug das eine weiße, das andre rote Rosen. Sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andre Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind: Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel. Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen oder las ihr vor, wenn nichts zu thun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen. Wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen“, so antwortete Rosenrot: „Solange wir leben, nicht“, und die Mutter setzte hinzu: „Was das eine hat, soll es mit dem andern teilen.“ Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier that ihnen etwas zuleide, sondern jedes kam vertraulich herbei. Das

Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei; die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen, was sie nur wußten. Kein Unfall traf sie; wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen, bis der Morgen kam. Die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorgen. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde geschlafen und wären gewiß hineingefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weiter gegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen, das müßte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war hineinzuschauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er gescheuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „Geh, Schneeweißchen, und schieb den Riegel vor“, und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor,

und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte jemand an die Thür, als wollte er eingelassen sein. Die Mutter sprach: „Geschwind, Rosenrot, mach' auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht.“ Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte, es wäre ein armer Mann, aber der war's nicht, es war ein Bär, der seinen dicken schwarzen Kopf zur Thür hereinsteckte. Rosenrot schrie laut und sprang zurück, das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte auf und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich thue euch nichts zuleide, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen.“ „Du armer Bär“, sprach die Mutter, „leg' dich ans Feuer und gib nur acht, daß dir dein Pelz nicht brennt.“ Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, ihr Kinder, der Bär thut euch nichts, er meint's ehrlich.“ Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk“, und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein, er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast, zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten



Schneeweißchen und Rosenrot.

ihre Füßchen auf seinen Rücken und wälzten ihn hin und her, oder nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär aber ließ sich's gern gefallen, nur wenn sie es gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich am Leben, ihr Kinder:

„Schneeweißchen, Rosenrot,
schlägst dir den Freier tot."

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bär: „Du kannst in Gottes Namen da am Herde liegen bleiben, so bist du vor der Kälte und dem bösen Wetter geschützt." Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern, Kurzweil mit ihm zu treiben, soviel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Thür nicht eher zugeriegelt wurde, als bis der schwarze Gesell angelangt war.

Als das Frühjahr heran gekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen." „Wo gehst du denn hin, lieber Bär?" fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten, im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen, und was einmal in ihren Händen ist und in ihren

Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht.“ Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied und riegelte ihm die Thür auf, und als sich der Bär hinausdrängte, blieb er an dem Thürhaken hängen, und ein Stück seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern sehen, aber es war seiner Sache nicht gewiß. Aber der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab, sie konnten aber nicht unterscheiden, was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er glotzte die Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie: „Was steht ihr da! Könnt ihr nicht herbeigehen und mir Beistand leisten?“ „Was hast du angefangen, kleines Männchen?“ fragte Rosenrot. „Dumme neugierige Gans“, antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrennt gleich das bißchen Speise, das unsereiner braucht, der nicht so viel hinunterschlingt, als ihr grobes gieriges Volk. Ich hatte den Keil schon glücklich hineingetrieben, und es wäre alles nach Wunsch gegangen, aber

der verwünschte Keil war zu glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drin, und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen glatten Milchgesichter. Pfui, was seid ihr garstig!" Die Kinder gaben sich alle Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. „Ich will laufen und Leute herbeiholen", sagte Rosenrot. „Wahnsinnige Schafsköpfe!" schnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute herbeirufen, ihr seid mir schon um zwei zu viel, fällt euch nichts Besseres ein?" „Sei nur nicht ungeduldig", sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen", und holte sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte vor sich hin: „Ungehobeltes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Barte ab! Lohn's euch der Kuckuck!" Damit schwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort, ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Rosenrot ein Gericht Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren, sahen sie, daß etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hineinspringen. Sie liefen heran und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?" sagte Rosenrot, „du willst doch nicht ins Wasser?" „Solch' ein Narr bin ich nicht", schrie der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwünschte

Fisch will mich hineinziehen!“ Der Kleine hatte da gesessen und geangelt, und unglücklicherweise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten; als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem schwachen Geschöpf die Kräfte, ihn herauszuziehen; der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Binsen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen und war in beständiger Gefahr ins Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest und versuchten den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest ineinander verwirrt. Es blieb nichts übrig, als das Scherchen hervorzuholen und den Bart abzuschneiden; dabei ging ein kleiner Teil desselben verloren. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an: „Ist das Manier, ihr Lorche, einem das Gesicht zu schänden? Nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Teil davon ab, ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!“ Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Heide, auf der hier und da mächtige Felsstücke zerstreut lagen, da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über

ihnen kreiste, sich immer tiefer herabsenkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner feinen Stimme: „Konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? Gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes, täppisches Gesindel, das ihr seid!" Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch jemand daherkommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, und sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil?" schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht ward zinnoberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde heraustrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupf-

winkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben, seht, die schönen Edelsteine, die da liegen. Schenkt mir das Leben, was habt Ihr an mir kleinem schmächtigen Kerl? Ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen, da die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für Euch zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt in Gottes Namen.“ Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen.“ Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn“, sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen.“

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder, und sie teilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

Die weiße und die schwarze Braut.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Futter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte: „Wo führt der Weg ins Dorf?“ „Ei“, sprach die Mutter, „sucht ihn selber“, und die Tochter setzte noch hinzu: „Habt ihr Sorge, daß ihr ihn nicht findet, so bringt euch einen Wegweiser mit.“ Die Stieftochter aber sprach: „Armer Mann, ich will dich führen, komm mit mir.“ Da erzürnte der liebe Gott über Mutter und Tochter, wendete ihnen den Rücken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht und häßlich wie die Sünde. Der armen Stieftochter aber ward Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nah am Dorfe waren, sprach er einen Segen über sie und sagte: „Wähle dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.“ Da sprach das Mädchen: „Ich möchte gern schön werden wie die Sonne“, alsbald wurde sie weiß und schön wie der Tag. „Dann möchte ich einen Geldbeutel haben, der nie leer würde“; den gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber: „Vergiß das Beste nicht, meine Tochter!“ Sagte sie: „Ich wünsche mir zum dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode.“ Das wurde ihr auch zugesagt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Wie nun die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah, daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, ward sie ihr im Herzen noch böser und hatte nur im Sinn, wie sie ihr ein Leid anthun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder, Namens Reginer, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Nun sprach der Reginer einmal zu ihr: „Liebe Schwester, ich will dich abmalen, damit ich dich beständig vor Augen sehe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer in Gedanken habe.“ Da antwortete sie: „Aber laß niemand das Bild sehen.“ Er malte sich nun seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf, in des Königs Schloß, bei dem er Kutscher war, und alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin gestorben, welche so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gliche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener sahen es indessen dem Kutscher ab, wie er täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgönnten's ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und als er sah, daß es in allem seiner verstorbenen Frau glich, nur noch schöner war, so verliebte er sich sterblich hinein und fragte den Kutscher, wen das Bild vorstellte? Als der Kutscher gesagt hatte, daß es seine Schwester wäre, entschloß sich der König, keine andre als diese zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen.

Wie Reginer mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester; allein die schwarze ärgerte sich über alle Maßen vor großer Eifersucht und sprach zu ihrer Mutter: „Was helfen nun alle Eure Künste, da Ihr mir kein solches Glück verschaffen könnt.“ Da sagte die Alte: „Sei still, ich will dir's schon zuwenden“, und durch ihre Hexenkünste trübte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der Weißen verstopfte sie die Ohren, daß sie schwer hörte. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen, königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und Reginer saß auf dem Bock, um zu fahren. Wie sie eine Weile gereist waren, rief unterwegs der Kutscher:

„Deck' dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
und du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „Was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach“, sprach die Alte, „er hat gesagt, du solltest dein gülden Kleid ausziehen und es deiner Schwester geben.“ Da zog sie's aus und that's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen Kittel. So fuhren sie weiter, über ein Weilchen rief der Bruder abermals:

„Deck' dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
und du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „Was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach“, sprach die Alte, „er hat gesagt, du solltest deine güldene Haube

abthun und deiner Schwester geben.“ Da that sie die Haube ab und der Schwarzen auf und saß im bloßen Haar. So fuhren sie weiter; wiederum über ein Weilchen rief der Bruder:

„Deck' dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,.
daß Wind dich nicht bestäubt,
und du fein schön zum König kommst!

Die Braut fragte: „Was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach“, sprach die Alte, „er hat gesagt, du möchtest einmal aus dem Wagen sehen.“ Sie fuhren aber gerade über ein tiefes Wasser. Wie nun die Braut aufstand und aus dem Fenster sah, da stießen sie die beiden andern hinaus, daß sie gerade ins Wasser fiel; sie versank auch, aber in demselben Augenblick stieg eine schneeweiße Ente hervor und schwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis sie an den Hof kamen, da brachte er dem König die Schwarze als seine Schwester und meinte auch, sie wär's, weil es ihm trüb vor den Augen war und er doch die Goldkleider schimmern sah. Der König, wie er die grundlose Häßlichkeit an seiner vermeintlichen Braut erblickte, ward sehr bös und befahl, den Kutscher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern- und Schlangengezücht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch so zu bestricken und ihm die Augen zu verblenden, daß er sie und ihre Tochter behielt und zu sich nahm, bis daß sie ihm ganz leidlich vorkam und er sich wirklich mit ihr verheiratete.

Einmal abends saß die schwarze Braut dem König auf dem Schoß, da kam eine weiße Ente zum Gossenstein in die Küche geschwommen und sagte zum Küchenjungen:

„Jüngelchen, mach' Feuer an,
daß ich meine Federn wärmen kann."

Das that der Küchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Herd. Da kam die Ente, setzte sich daneben, schüttelte sich und strich sich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während sie so saß und sich wohlthat, fragte sie:

„Was macht mein Bruder Reginer?"

Der Küchenjunge antwortete:

„Liegt tief bei Ottern und Schlangen."

Fragte sie:

„Was macht die schwarze Hex' im Haus?"

Der Küchenjunge antwortete:

„Die sitzt warm in Königs Arm."

Sagte die Ente:

„Daß Gott erbarm'!"

und schwamm zum Gossenstein hinaus.

Den folgenden Abend kam sie wieder und that dieselben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Küchenjunge nicht länger übers Herz bringen und sagte dem König alles. Der König aber ging den andern Abend hin, und wie die Ente den Kopf durch den Gossenstein hereinstreckte, nahm er sein Schwert und hieb ihr den Hals durch. Da wurde sie auf einmal zum schönsten Mädchen und glich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der

König aber war voll Freuden, und weil sie ganz naß dastand, ließ er ihr köstliche Kleider bringen. Als sie die angethan hatte, erzählte sie ihm, wie sie in den Fluß war hinabgeworfen worden, und die erste Bitte, die sie that, war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle herausgeholt würde, was auch gleich geschah. Aber der König ging in die Kammer, wo die alte Hexe saß, und fragte: „Was verdient die, welche das und das thut?“ indem er den ganzen Hergang erzählte. Da war sie verblendet, merkte nichts und sprach: „Die verdient, daß man sie nackt auszieht, in ein Faß mit Nägeln legt, vor das Faß ein Pferd spannt und das Pferd in alle Welt schickt.“ Alles das geschah nun an ihr und ihrer schwarzen Tochter. Der König heiratete die schöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angesehenen Mann machte.



Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brot, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gar gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld, da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's!“ und ging weiter; da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an den Kopf, schenk' mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!“ Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Als es noch ein bißchen gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm seines; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel

geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben; und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und ward reich für sein Lebtag.

